

HITLERS
TISCH-
GESPRÄCHE

Gen of
211

Lapska
213

No. Cr. - Telmuth

159

175

284

347

De alle Vold

202

68,

DR. HENRY PICKER

HITLERS
TISCHGESPRÄCHE

IM FÜHRERHAUPTQUARTIER

July 1941-42 *August*

Im Auftrage des Deutschen Instituts
für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit
geordnet, eingeleitet und veröffentlicht von

Gerhard Ritter

Professor der Geschichte a. d. Universität Freiburg

ATHENÄUM-VERLAG · BONN 1951

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|----|
| <i>Zur Einführung.</i> Von Professor D. Dr. Gerhard Ritter | 11 |
| <i>Vorwort.</i> Von Landrat a. D. Dr. Henry Picker | 33 |

I

Außenpolitik und Diplomatie – Auslandsdeutschtum und Auslandspropaganda – Die Fremdvölker, ihre Politik, ihre Volksart, ihre Bekämpfung bzw. Beherrschung – Zukunft des Ostens – Kriegsziele . . 39

Das Liebenswerte am Duce und an den Italienern 41. Deutsch-englische Freundschaft? 42. Eiserner Vorhang? 43. Deutschland: Europas Wall gegen Asien 44. England — USA 46. Europa als Wirtschaftsraum 46. Beherrschung von Fremdvölkern 47. England zwischen Europa und Empire 49. Methoden der Völkerbeherrschung 49. Falsche Kolonialpolitik 50. Der Balkan und Deutschland 51. Berlins Planung als Hauptstadt von Weltformat 53. Deutschland — Frankreich 53. Völkerbund 54. Internationaler Gerichtshof im Haag 54. Konservative und Labours in England 55. Massenpsychologie 57. Die störenden Könige von Holland, Belgien, Dänemark und Schweden 57. Polemik gegen die USA 58. Bulgarien und die Türkei 59. Deutsch-französische Freundschaft 60. Deutsche Diplomaten 60. Die Betreuung von ausländischen Staatsbesuchen 61. Dualismus Deutschland-England nötig? 63. Das Heldenvolk der Finnen 64. Zukunft Rußlands 64. Himmlers Rassenpolitik der blutsmäßigen Fischzüge: Nein 66. Europäische Neuordnung durch Schaffung eines Germanischen Reichs unter Einfluß von Holland, Norwegen, Polen und der Tschechei 66. Konsuln, Titel, Orden 70. Stalin und die individuelle Freiheit 71. Englische Heuchelei und die übertriebene Ehrlichkeit der Deutschen 74. Japan hält Wort 75. Kulturzusammenbruch in den USA? 76. Duce überzeugt vom Untergang des Abendlandes: ohne Hitler 76. Gräfin Edda Ciano und die Frauen des italienischen Hofes 77. Die Flucht General Girauds in ihren Auswirkungen auf einen Friedensschluß mit Frankreich 78. Kreta 79. Vom Edelmut der Franzosen und vom Wanderpokal „Erde“ 79. Geheimhaltung beim Engländer 80. Öl des Kaukasus 80. Danzig 81. Freundschaft mit der Türkei 81. England und das europäische Gleichgewicht 82. Hitler Cunctator. Frankreichs Rettung: Marschall Pétains Diplomatie 83. Politik der Tschechen. Die Kleinstaaten und ihr diplomatischer Glanz 85. Wirklichkeitsfremde Diplomaten 86. Überlegenheit der sowjetischen Spionage 87. Die Macht der Presse 87. Deutschlands Dankesschuld gegenüber Japan und seiner Bündnistreue 88. Indische Phantasmen Ribbentrops 88. Die Engländer, ihr Antisemitismus und Churchill 89. Angliederung der Tschechei 90. Mannerheim und seine Finnen 91. Ribbentrops Eitelkeit 92. Heilige in Spanien 93. Die europäische Grenze nach Auffassung der Ungarn 93. Lage in Spanien 94. Politische Machtkämpfe mit der Technik raffinierter Frauen 95. Schweiz 97. Diplomatenberichte 97. Eine übernationale Parole, Erfordernis der europäischen Einigung 97. Rußland zwischen Indien und Japan 98. Diktate für die regierungslosen Kleinstaaten 100. Der Straßenbau als Anfang jeder Kultur, auch in Rußland 101. Europas Einigung nur mit Waffengewalt oder im Schmelztiegel eines gemeinsamen Krieges möglich? 101. Ägypten, Churchill und seine Opposition 103. Auslandsdiplomaten von Format (Oshima, Gereide, Großmufti, François-Poncet). Diplomatische Tricks 104. Ribbentrop und die

Operettendiplomaten 106. Spanien nicht faschistisch! 107. Ägypten, die Italiener und Rommel 109. Deutsche Herrschaftsformen in Rußland 110. Straßen auf Dämmen, eine Notwendigkeit in Rußland 111. Amerikanische Soldaten 112. Die französische Oberschicht und ihre Verbundenheit mit den Problemen des Landes 112. Stalin hatte recht mit der Umbringung Marschall Tuchatschewskis 113. Stalin ein Genie 114. Kein Reglementieren der russischen Bevölkerung 114. Das Weltjudentum 118. Die germanische Legion 119. Deutsche Führungsschicht 120. Der belgische König 120. Mussolini und der italienische Königshof 120. Germanische Sammlung 122. Deutschlands und Englands gemeinsame Aufgabe: Schildwacht für Europa 123. Kein Interesse für Kolonien über See 123. Der Wandertrieb der Russen 124. Stalin sichert den Sprung nach Europa 125. Englands Bevölkerungsmehrheit für Beendigung des Krieges? 126. Schwedens soziale Struktur 127.

II

Kriegsereignisse. — Kriegführung, Kriegsrüstung, Kriegsfinanzierung, Kriegsernährung, Wehrmacht, Waffentechnik. — Verkehrs- und andere technische Fragen 129

Die Waffen der Zukunft 131. Nöte des Winterkrieges 131. Offiziersauslese 132. Britische Bomben auf Paris 133. Der Infanterist 133. Der U-Bootkrieg und Roosevelt 134. Wehrmächtsrekrutierung 135. Rüstungsverschuldung 136. Englandflug R. Heß' 137. Ostpreußen und Autostraßen nach dem Osten 137. Patentschutz, Werkspionage und das Sowjetspitzelsystem 138. Motorisierung, Ausdruck unserer Zeit 139. Erschießungen, das einzige Mittel gegen Massenflucht 140. Wie Wallenstein: Alles auf eine Karte 141. Entwicklung der Flugzeugmotoren und Volkswagen 142. Irrenhaus oder Erschießung für Heß 142. Schacht und die Aufrüstung 143. Der Wiederaufbau der deutschen Kriegsmarine und die Besetzung Norwegens 146. Die Zukunft der Eisenbahn 147. Ansehen des Führerhauptquartiers in der Fronttruppe 148. Der OKW-Bericht 1942 148. Anlage einer Getreidereserve 149. Der Idealismus der Heimatfront 149. Wie Kriege entstehen 150. Erholung vom Dreißigjährigen Krieg 150. Notwendigkeit einer „Nationalwirtschaft“ 150. Hitlers Art der Wehrmachtführung 151. Das Eiserne Kreuz und andere Orden 152. Die Kriegsreklamierten 153. Gütertransportproblem 154. Bunkerbauten bei Frost 154. Präventivkrieg. Stand Stalins Angriffsplan fest? 155. Stalins Glaubenskämpfer und sein Kriegsziel 155. Eisenbahnerschließung Rußlands 156. Ritterkreuzflieger, Vorbilder der Jugend 157. Die Katastrophe vor Moskau bei minus 50° Celsius und ihre Überwindung 157. Theorien zur Bemäntelung von Mißerfolgen 158. Binnenwirtschaft und Kriegführung 158. Formgebung und Antrieb unseres Schiffbaus überlebt? 159. Der Krieg, die große Geburtsstunde der Erfindungen 161. Im Gleis des Alltags wird alles einmal unvernünftig 162. Strategie und Technik 162. Englands Schiffsverluste, der amerikanische Schiffsbau und das Proletariat der USA 163. Deutsche Behörden in Paris 163. Rommels Wüstensiege 164. Der Volkswagen 165. Die Raison im besetzten Gebiet 165. Invasion und Generalstabstheorien 166. Polizei und Kaffeehauspüppchen 167. Die Nahrungsmittelversorgung im Kriege 168. Versorgungsgüterverkehr 170. Die Rolle König Faruks von Ägypten im Zweiten Weltkrieg 171. Realisten wie Churchill hören nur auf Tatsachen 172. Bestrafung von Erfrierungen als „Selbstverstümmelung“ in der Sowjetarmee 173. Überholung der Tanks als Offensivwaffe? 173. Die Stunde der Freiheit für Ägypten und König Faruk 173. Schiff und Flugzeug im Luftzeitalter 174. Keine Landung in Amerika 175. Schlachtschiffbenennungen 175. Hacha, der Retter des tschechischen Volkes 176. Falsche Kriegsnachrichten im Ausland 178. Verspießerung der Schweizer 178. Deutsche Wehrerziehung und ihre bleibende Notwendigkeit 178. Der Krieg als Bewährungsprobe 179. Unumschränkte deutsche Herrschaft über Kontinentaleuropa 179. Gegen den Pessimismus der Masse. Ernteerträge in der Ukraine 180. Militärische Gliederung der Bevölkerung in UdSSR 181. Die „Nichtkriegführung“ der Italiener 181. Lebensmitteltransporte aus der Ukraine 182. Europas Autobahnssystem der Zukunft 182. Schlachtschiffbau, Seemannsgarn, Aberglaube und Horoskope 185. Finanzierung von Straßen- und Brückenbau auf den Hauptstrecken Angelegenheit der Zentralstellen 187. Die gleichen Gegenkonstellationen im Zweiten Weltkrieg wie in der Kampfzeit der NSDAP 187. Lebensmittelverteilung individuell 188. Kriegsentscheidend sind immer die technisch besten Waffen 189. Das Luftzeitalter 190. Die persönliche Freiheit im Kriege 191.

III

Innerpolitische Fragen: Einheit und Vielstaaterei, der Führerstaat, Partei und Parteien, Partei und Staat, Verwaltung und Rechtsprechung. — Wirtschafts- und Sozialpolitik. — Wirtschaft und Staatsfinanzen. — Die Juristen, Polizei, Verbrecher, Attentate 193

Bürokratie ist Beamtentum ohne Mut zur Verantwortung 195. Des Bürgertums Unverstand: Wegbereiter des Kommunismus 196. Wasser, Wind und Gezeiten, die Energiespender der Zukunft 197. Das Parteiprogramm 198. Die gedankenlose Masse 198. Staat und Gesellschaft in Krisenzeiten 198. England in sozialer Krise 199. NS-Sozialpolitik 200. Volk und Raum 202. Justiz und Verbrecher im Kriege 202. Echte und falsche Führerschaft und die Gefahr einer Mobilisierung des Mobs 204. Antike Welt und Christentum 204. Der instinktlöse Akademiker 205. Urteile gegen Frauenmörder 206. Privateigentum und Sozialisierung 206. Spielbanken und Lotterien 207. Monopol-Betriebe 207. Attentat im Münchener Bürgerbräukeller 210. Juristen und ihre Rechtslehren. Der Schöffen-Schwindel 210. Die Hanse und die Ehrbarkeit von Handel und Handwerk 213. Karl der Große und seine Kaiserpolitik 215. Reichskanzler oder „Führer“? 217. Napoleons politische Fehler 218. Friedrich der Große im Vergleich zu Napoleon 219. Peter der Große: Staatssinn statt Familiensinn 220. Republik oder Monarchie? 220. Papsttum und Verfassung von Venedig 221. Die beste deutsche Staatsform: Republik mit autoritärem Führer, Volksvertretung, Senat und scharfer Trennung von Legislative und Exekutive 222. König Boris von Bulgarien über das politische Attentat 223. Erziehung zum Führertum 225. Das Naturgesetz des Lebenskampfes 227. Härte des Charakters 228. Revolutionen und ihre Niederschlagung 229. Die längste Periode der deutschen Eintracht 230. Die Attentate auf Hitler 230. Die unbedingte Notwendigkeit der Erhaltung von Rechts- und Besitztiteln. Ludendorffs Testament 232. Städte als Mittelpunkt des Kulturlebens 233. Falscher Zentralismus der Ministerbürokratie 235. An Schulden ging noch kein Volk zugrunde 237. Der Wert guter Mitarbeiter 238. Schirach und Axmann, die Jugendführer 239. Der Reichskommissar für die Norwege 239. Lammers 240. Bormann, Lammers und die innere Verwaltung 240. Reichstagsbrand 1933. Strengste Strafen für Saboteure und Verbrecher im Kriege 241. Der Krieg als Einschmelztiegel 243. Die Träger der Spionage. Kriegerrecht gegenüber Spitzbuben 244. Der neue Richtertyp 246. Der Unfug heroischer Gesten und das Berghofattentat 246. Emigranten, Landesverrat und Staatssicherung 247. Starke Reichsklammern ermöglichen weitgehende Dezentralisation und Eingehen auf die Eigenbedürfnisse der Reichsgaue 250. Personalpolitik in der Volks- und Staatsführung 251. Selbstverwaltung 252. Exekutive 253. Wahl des Staatsoberhauptes durch Wahlsenate 253. Gauleiteramt 254. Keine Vererbung von Staatsämtern 254. Sippenhaftung 255. Monarchisten in Spanien und Deutschland. Hitlers „Herzog“? 265. Süditalienische Anspruchslosigkeit, eine Gefahr für die Arbeitsamkeit 257. Staatliche Wirtschaftslenkung 257. Die Asozialen als ewige Putschisten 258. Krise des Juristentums 259. Privatinitiative, nicht Staatssozialismus 260. Keine wirtschaftlichen Bindungen führender Politiker, Offiziere und Beamten 262.

IV

NS-Weltanschauung und Propaganda. — Presse und Rundfunk. 267

Presselenkung und Pressefreiheit 269. Der Kölner, Köln und die Reklame 270. Das Wörtchen „wenn“ in der Politik 272. Musik als Köder in der Propaganda 273. Die Kunst des Politikers, zu „reden, ohne etwas zu sagen“ 274. Reichtum nicht sozial-schädlich! 274. Benehmen Deutscher gegenüber Ausländern 274. Rosenbergs Mythos 275. Universitäten als Propagandamittel 276. Diskretion und Tarnung 276. Der Rundfunk als Mittel der Spracherziehung zur Überwindung der Dialekte 277. Versailles 277. Kritiker als Minister 278. Reglementierung von Vereinen 278. Öffentliche Meinung und Judentum 278. NS-Zeitungen 279. Pressefreiheit staatsgefährlich 280. Will das Volk die „Kritik von unten“ der Presse? 283. Volk und Führung 283. Tod für den „Gemeinschafts-Fremden“ 284. NS-Jugenderziehung: Eisen- und Bergbauarbeit als ideale Schulung für Jungen 284. Nationale Geschlossenheit und nationales Pathos: der Kraftquell eines jeden Volkes 286. Politische Organisation oder private Beeinflussung der Presse? 288. Anregung zur Roosevelt-Karikatur 289. Ärztetand und Drahtfunk in der Sowjetunion 290. Wie äußert sich ein Regierungschef öffentlich? (Interview Hitlers über die „zweite Front“) 291. Die Masse braucht ein Idol 292. Kommunismus ohne Maske 293. Konzentration der Partei 293.

Volkstum und Rasse – Die Judenfrage – Prähistorisches 295

Vorgeschichte 297. Die Entstehung des Menschen 297. Welteislehre 298. Entwicklung und Zukunft der christlichen Religion 299. Judentum in USA und England 300. Englands König ein zweiter Wilhelm II.? 300. Blutaufrischung durch Elitetruppen 301. Kämpfertum und bedingungslose Liebe 301. Mischlinge 302. Moralismus oder „französischer Realismus“ in der Volkstumspolitik im Osten? 302. Eindeutschung polnischer Elemente 305. „Pan-Slawismus“ ein russisches Märchen? 307. Aufnordung fremden Blutes 307. Rassepolitik und Moral (Vielweiberei preußischer Prinzen, Viehelen der Türken) 308. Die deutsche Bevölkerung zu den Judentransporten 310. Abtransport der Juden nach Sibirien oder Afrika? 311. Hitlers Rasseauffassungen wanken: „Aufnorden“ oder „Aufsüden“? 312. Jüdische Rechtsanwälte und Juristen 312. Einvolkung von Rasmischlingen unmöglich 312. Besiedlung der Krim 314. Die Oberammergauer Passionsspiele als Anschauungsunterricht für Rassen-Unterschiedlichkeit 314. Aufgabe der Rassegesetze 315. Nordische und Mittelmeerkultur und ihre Abhängigkeit von Klima, Wald und Wasserwirtschaft 315. Alter deutscher Städte 316. „Aufnordung Frankreichs“ 317. Fremdenlegion 317.

VI

Fragen der Moral, der menschlichen Haltung und der Lebensweise – Frauenfragen 319

Duelle um Frauen 321. Geburtenbeschränkung: Totengräber der Völker schon in der Antike! Geburtenüberschuß: Erreger nationaler Aktivität! 322. Frauen- und Ehefragen 323. Die Frau und der Mann (Liebe, Eifersucht, Spionage) 325. Von der Schädlichkeit des Rauchens 327. Die Frau in der Politik (Frau Tschiangkai-schek) 328. Die grüne Freimaurerei der Jäger 329. Ehe und Kind, Findelhäuser und Internatschulen 329. Vegetarische Lebensweise 331. „Standesgemäße“ Offizierschen 332. Gesunde Einkommensverhältnisse für die berufstätigen Frauen 334. Lage der Tänzerinnen 335. Souvenir-Sammler aus USA und der Zollschmuggel von Frauen 335.

VII

Religion – Kirche – Schule – Erziehung – HJ – Die Wissenschaft 337

Deutsch-nordisches und südliches Christentum 339. Kirche, Religion und Wissenschaft 340. Überwindung statt Zerstörung der christlichen Kirche 343. Sein und Vergehen in der Natur. Die Härten der Judengesetzgebung 345. Das Naturgesetz des ewigen Lebenskampfes 346. Geringer Wert des Einzellebens 347. Die Freude am Schönen, natürliche Sinnenfreude und christliches Muckertum 347. Christentum oder Religion der Rasse 348. Schulbildung 350. Von Gott, seiner heutigen Mission und der Toleranz der Zukunft 351. Grenzen der Wissenschaft 353. Japanische Staatsphilosophie 354. Kirche und Staat 355. Wer stützt die Moral eines Volkes? 358. Die Schullehrer 360. Ziel der deutschen Schulbildung: körperlich hart, charakterlich fest und geistig elastisch 361. Derwischwesen und Springprozession 362. Hitler weder Prophet noch Messias 363. Vom Erziehungsweg großer Menschen 363. Rangansprüche der Priester 365. Wissenschaft und Bibel 365. Sternwarten als Mittel gegen geistige Verkrüppelung 366. Schule und Jugendbewegung als Volkserziehungsinstrumente 367. Die Höflichkeit der Jugend 369. Die Politik gegenüber dem Vatikan 370. Konkordate zur Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche 371.

Architektur – Kunst – Musik – Theater – Tanz – Film – Literatur 377

Theater, Konzerthäuser und Galerien als nationale Notwendigkeiten 379. Unersetzbarkeit eines Künstlers 380. In der Wagnerstadt Bayreuth 381. Sprache, Dichter, Denker 382. Europas älteste Zeitung 384. Münchener Künstlerhäuser 384. Stalin und die jüdische Kunst 384. Wie Hitler ein Buch liest 385. Tanzkunst und Tänzerinnen 385. Malerausbildung in Akademien oder Ateliers 387. Klare Ausrichtung der Museen 389. Kunstankäufe Hitlers 390. Politisierende Schauspieler 391. Die Heimstätte der Kunstwerke 392. Linz, die neue Donauperle 393. Um den Opern-Nachwuchs. Clemens Krauß 394. Bruno Walter 395. Knappertsbusch 396. Furtwängler 396. Großzügiger Städtebau. Repräsentationsbauten 397. Nationale Weihestätten 398. Denkmäler 398. Frauendenkmäler 399. Wien, seine Kultur, sein Stadtbild, sein Stimmungsrausch: grandios gegenüber Berlin 399. Künstler und Künstlerförderung 400. Das Wiener Kaffeehaus 402. Freies Kunstschaffen und Akademien 402. Jeanne d'Arcs Tod, eine ewige Lehre 404. Opern in Paris und Moskau 405. Malerei und Kleckerei 406.

IX

Geschichtliche Exkurse – Zur eigenen Lebensgeschichte – Persönliches 407

Der Zauber Italiens 409. Hindenburg und Hitlers Start 1933 410. Rumänische Diktatur 411. Versagen Papens 1933 411. Vom Schäferhund 412. Frau oder Geliebte. Eva Braun 412. Politiker wider Willen 415. Vorbild: Friedrich der Große 415. Der Süden und die deutsche Kaiserpolitik 415. Napoleon I. 418. Die Qual der Popularität 418. Friedensdikate provozieren politische Taschenspielerereien. Deutsche Abrüstung nach 1919. Hitlers heimliche Aufrüstung 420. Tricks im Kampf um den Wähler. Aus der Kampfzeit der NSDAP 421. Deutsche und englische Geschichte 423. Vom Schäferhund und den einmaligen Fremdenführungen durch den Berghof 424. Wiedersehen mit einem Saalschlacht-Kämpen 425. Honig, Met und Honigkuchen 426. Münchens mittelalterliches Stadtbild 426. Das Leinentuch des Schnees 426. Die Machtübernahme 1933. Legal oder durch Staatsstreich? 427. Das Verhältnis Hindenburg—Hitler und die Staatsstreichversuche der Reichswehr, die Wiederbesetzung des Rheinlandes und der Austritt aus dem Völkerbund 427. Ludwig I. von Bayern und seine Tänzerin Lola Montez 434. Wilhelms II. Umgangsformen 435. Hitlers Einkommen und Erben 435. Gegen persönliche und militärische Mätzchen 436. Die Weltpresse finanziert Hitlers Kaiserhof-Aufenthalt 437. Der Nürnberger Parteitag 437. Von den Vorzügen der vegetarischen Kost 438. Das Rauchen, die Rache des Roten Mannes 439. Die Antike als geschichtliches Vorbild des NS-Staates 440. Oldenburger Brot. 440

Anhang: Geheimgehaltene Rede Hitlers vor dem politischen Führernachwuchs auf der Ordensburg Sonthofen (Allgäu) am 23. XI. 1937 443

Zur Einrichtung der Ausgabe von Prof. Gerhard Ritter 453

Namen- und Schlagwortregister 455

ZUR EINFÜHRUNG

Von Gerhard Ritter

Dieses Buch ist ein geschichtliches Dokument, und der Zweck seiner Veröffentlichung ist nur: zu zeigen, „wie es eigentlich gewesen ist“. Jenseits von Anklage und Verteidigung, von Verdammnis und Verherrlichung gibt es die nüchterne Pflicht des Erkennens, ohne das kein Verstehen und somit auch kein Urteilen möglich ist. Diese Publikation ist darum wichtig, weil sie die Wahrheit, oder doch ein wesentliches Stück von ihr, an den Tag bringen hilft.

Wir haben bisher nichts Vergleichbares. Hitlers „Mein Kampf“ ist eine frühe Programmschrift, in ihrem Kern die radikalste Enthüllung seiner Propaganda- und Kampfmethoden, die es gibt, aber zugleich selbst ein Stück Propaganda. Von seinen öffentlichen Reden gilt das erst recht: sie lassen von seinen letzten, eigentlichen Gedanken und Zielen genau so viel oder so wenig erkennen, wie es der Augenblick erfordert. Rauschnings „Gespräche mit Hitler“ wurden lange nach dem Zusammensein aufgezeichnet, in der Emigration, nach der Erinnerung, und literarisch höchst kunstvoll ausgestaltet; eben dieser kunstvollen Gestaltung verdanken sie einen Teil ihres starken Eindrucks – aber ebensoviel haben sie an historischem Quellenwert verloren. Übrigens handeln sie, ohne nähere Datierung, nur von der Zeit zwischen 1932 und 1934. Weiterhin sind nur noch Bruchstücke einzelner Gespräche und Impressionen bekannt geworden, aus den verschiedensten Memoirenwerken. In unseren Texten handelt es sich um etwas ganz anderes: um ein planmäßig angelegtes, sehr ausführliches Selbstzeugnis Hitlers über seine politischen Ideen und Ziele auf dem Höhepunkt seiner Macht. Es sind noch mehr „Tischreden“ (im Sinn der bekannten Nachschriften von Tischgenossen Luthers) als eigentliche „Gespräche“.

Martin Bormann, Hitlers Sekretär und vertrautester politischer Gehilfe, hat mit seinem Einverständnis ihre Aufzeichnung veranlaßt, durch zwei Ministerialbeamte, die das Recht zum Mitschreiben gleich bei Tisch erhielten. Als Verbindungsleute zur inneren Reichsverwaltung sollten sie

festhalten, was etwa für diese als allgemeine Weisung dienen könnte. Wie wichtig er diesen Auftrag nahm, zeigen gelegentliche Mahnungen an unseren Augenzeugen Dr. Picker, nur ja recht genau zu sein (s. Nr. 106) und die Weiterleitung von gesprächsweisen Äußerungen Hitlers an verschiedene Dienststellen „zur weiteren Veranlassung“ (Nr. 168, Nr. 127). Es mag sein, daß Bormann am Zustandekommen dieser Niederschriften noch ein besonderes politisches Interesse hatte. Als eine Art von Generalsekretär Hitlers schob er sich eben damals immer mehr in den Vordergrund – sogar zwischen den Verkehr seines Meisters mit seinen ältesten Kampfgenossen wie Göring! Damit erhält ein Teil dieser Aufzeichnungen geradezu offiziellen Charakter; einzelne Stücke haben dem „Chef“ selbst zur Bestätigung (durch sein Handzeichen) vorgelegen. An ihrer Zuverlässigkeit ist also kein Zweifel; sie wird auch durch andere, noch lebende Teilnehmer jener Tafelrunden, denen wir Stichproben vorlegen konnten, grundsätzlich bestätigt. Eine andere Frage ist: was diese Tischreden selbst über Hitlers Wesen und über seine wahren politischen Ziele auszusagen imstande sind.

Man wird dabei unterscheiden müssen zwischen dem, was sie zeigen wollen, und dem, was sie gleichsam ungewollt bekunden. Die Tafelrunde des Hauptquartiers, die hier zuhörte, war nicht der engste „Führerkreis“ der Partei, der „alten Kampfgenossen“. Auf ihn, den vor allem die Bormann, Schaub, Dietrich im Hauptquartier vertraten, gelegentlich ergänzt durch einzelne Besucher, hat sich Hitler offenbar erst nach dem August 1942, nach dem großen, nie wieder verheilten Bruch mit Jodl zurückgezogen, seit er die militärische Kasinotafel mied. Eine feste, regelmäßige Tafelrunde dieses Kreises hat es indessen nicht gegeben, und da Hitler diese Leute als bloße Handlanger betrachtete, auch keine Veranlassung zu solchen „Tischreden“, wie sie uns hier vorliegen. Genaueres wissen wir neuerdings über die rein militärischen „Lagebesprechungen“, in denen die eigentlichen Kriegsentscheidungen gefällt, zuweilen auch politische Fragen erörtert wurden, wie die englische Ausgabe von F. Gilbert zeigt. Aber diese Stenogramme setzen erst im Dezember 1942 ein, sind höchst fragmentarisch erhalten und bringen Politisches nur nebenbei. An der Tafelrunde des Casinos fanden keine eigentlichen „Beratungen“ statt, wenn auch (wie unsere Aufzeichnungen erkennen lassen) hier und da über irgendein Spezialproblem verhandelt, oder besser: die Meinung des Führers erfragt wurde und wenn er auch hier zwischendurch einige eilige Weisungen gab. Man kann, was hier aufgezeichnet ist, auch kaum ein „zwangloses“ Gespräch über Tagesereignisse oder über allgemeinere Fragen der Politik und des Lebens nennen. Denn was ist schon „zwanglos“ und was ist „Gespräch“, wenn einer fast immer allein redet, vor einem andächtig lauschenden Hörerkreis, der höchstens bestätigend oder

ergänzend einen Einwurf wagt – Widerspruch oder Zweifel höchst selten oder niemals äußert? Zwar ging es (nach dem Zeugnis Dr. Pickers) an der Tafelrunde im Führerhauptquartier erheblich ungezwungener zu, als mancher sich vorstellen mag; es fehlte auch nicht an munteren Scherzen im Tischgespräch, an denen sich Hitler selbst gelegentlich beteiligte. Diskutiert wurde – wie mir versichert wird – ziemlich frei über technische und verwandte, auch künstlerische Fragen. Politisch war der „Führer“ das absolute Orakel – da redete er ganz und gar nicht „zwanglos“. Und konnte man mit ihm wirklich frei diskutieren? Er selbst ist auch nicht „zwanglos“ in diesen Tischgesprächen, soweit sie politische Gegenstände betreffen. Wer einen großen Staatsmann zwanglos über Politik reden hören will, der lese Moritz Buschs Aufzeichnungen aus dem Hauptquartier von 1870/71: wie da ein echtes, entspannendes, oft neckendes Gespräch zwischen Bismarck und seinen Gehilfen hin und her geht – gewiß auch hier so, daß der Kanzler unbedingt dominiert, aber ohne daß die anderen zu subalternen Andacht genötigt sind. Bismarcks Äußerungen im Feldquartier sind keineswegs immer tief sinnig oder geistreich; sie kreisen sogar recht oft um bloße Tafelfreuden; es fehlt in ihnen auch nicht an Ausbrüchen nervöser Heftigkeit oder Ungeduld. Aber sie sind immer gänzlich frei von Pose – eben das, was man von Adolf Hitlers politischen Tischreden mit ihrem dozierenden Stil zumeist nicht sagen kann.

Am zwanglosesten gibt er sich dann, wenn er – etwa auf der Reise im Salonwagen oder beim Essen in der Münchener „Osteria“ – von eigenem Erleben und von rein privaten Dingen (z. B. seiner Hündin) spricht. Bei einer solchen Gelegenheit hat er u. a. einen Bericht über die Hintergründe der sog. Machtergreifung 1933 und die Anfänge seiner Kanzlerschaft unter Hindenburg geliefert, der zu den historisch wichtigsten Stücken dieser Sammlung gehört (Nr. 225). Er bemüht sich auch um Humor und weiß oft witzig zu formulieren; aber dieser Humor ist nicht wirklich befreiend; meist ist er scharf polemisch, ja verletzend: er will ein höhnisches Gelächter wecken. Bringen andere ihn zum Lachen, so verdeckt er unwillkürlich sein Gesicht (Nr. 220). Es ist sehr verdienstlich, daß Dr. Picker seine Aufzeichnungen nicht auf Politisches im engeren Sinn beschränkt hat. Nur so konnte ein abgerundetes, wirklich lebendiges Bild des ganzen Menschen entstehen. Aber es erschließt sich dem Leser noch mehr aus dem, was diese Tischreden erraten lassen, was sie gleichsam unwillkürlich von der dahintersteckenden Menschlichkeit bekunden – zumal dann, wenn der Redner in Feuer gerät und vom ursprünglichen Thema abschweift – als aus dem, was sie ausdrücklich sagen wollen. Denn Hitler selbst spricht auch vor dieser Tafelrunde nicht einfach absichtslos. Er weiß: das Wichtigste, Grundsätzliche, wird aufgezeichnet, Wort für Wort. Er gibt sich dann so, wie er

gesehen werden will: nicht von der Öffentlichkeit, nicht von der Masse (die würde vieles noch gar nicht verstehen, vieles mißverstehen, würde wohl gar entsetzt sein über das Abenteuerliche seiner Phantasie, über die wilde Brutalität seines Machtwillens!), wohl aber vom Kreise seiner militärischen und zivilen Gehilfen, seiner engeren Gefolgschaft – zuletzt von der Geschichte.

Die Historie hat also allen Grund, diese Aufzeichnungen sehr ernst zu nehmen. Hitler steht hier bewußt auf der Bühne, im Rampenlicht der Geschichte. Er singt gleichsam – so läßt sich der Eindruck zusammenfassen – das Heldenlied des eigenen Ruhmes: ein wagnerischer Helden-tenor. Die Soldaten und Parteiführer seiner Umgebung spielen für ihn nur die Rolle des Chors, der die Wirkung durch sein Echo verstärkt, neue Steigerungen des „Motivs“ herausfordert; die Stimmen des Weltkrieges, von draußen hereindringend, bilden die Begleitmusik: ein vielfältig dröhnendes Orchester, dessen Klang ihn berauscht. Tut man ihm unrecht, wenn man seine Erscheinung irgendwie opernhaft findet? „Gegen meinen Willen bin ich Politiker geworden“ gesteht er eines Nachts. „Die Politik ist mir nur ein Mittel zum Zweck . . . Musik, Architektur: sind das nicht Kräfte, die der kommenden Menschheit den Weg weisen? Wenn ich Wagner höre, ist mir, als seien das Rhythmen der Vorwelt.“ (Nr. 216.)

Immer wieder, auch von Dr. Picker, wird von dem „magischen Bann“ gesprochen, den Hitlers sprudelnde Rede auf ihre Zuhörer ausgeübt habe. Liest man sie hier aufgezeichnet, so bedarf es schon einer gewissen Anstrengung, um diese Wirkung zu begreifen. Sie wird auch sehr verschieden stark gewesen sein, je nach der Wesensart des Hörers; nüchterne Berufsdiplomaten, die nur geschäftlich mit ihm zu tun hatten, haben sich sehr kritisch geäußert. Andererseits hat ein so klarblickender Soldat wie Jodl vor dem Nürnberger Gericht bezeugt, daß er gerade im Winter 1941/42, aus dem unsere Tischreden stammen, ganz überwältigt gewesen sei von diesem magischen Bann. Er nannte aber auch den eigentlichen Grund: was ihn fesselte und mitriß, war der unerschütterliche, fanatische Glaube dieses Mannes an sich selber und seine Mission, unerschütterlich trotz schwerster Rückschläge im Felde, vor Moskau, trotz aller Warnungen und Beklemmungen seiner Generale. Eben dies war wohl auch das eigentliche Geheimnis seiner Wirkung als Volksredner, als Demagoge: daß er den Massen ein blindes Vertrauen auf seine Führung einzufloßen wußte, weil er selbst so unbedingt, so blindlings auf sich und seinen Stern vertraute. Ohne Glauben an sich selbst und seine Sache hat noch nie ein Politiker große Erfolge gehabt. Es war das Unglück Deutschlands, daß es in der Weimarer Republik keinen zweiten Mann gab, der es darin mit Hitler hätte aufnehmen können.

Gefolgschaft: ein letzter Fatalismus, der von der Ferne an die Stoa erinnert, vielleicht auch an die Haltung der (von Hitler öfter gerühmten) Soldaten des Islam – der aber zu gar nichts verpflichtet, sondern im Gegenteil nur entlastet. Die Religion redet vom Jenseits, das Diesseits aber gehört dem willensstarken Schöpfermenschen allein. Und so gibt es praktisch keine Schranke, keine Hemmung des Willens.

Wie sich das auswirkt, politisch und moralisch, ist in diesen Tischgesprächen deutlich zu verfolgen. Erstaunlich wenig, ja fast gar nichts klingt in ihnen wider von den politischen und militärischen Ereignissen des Tages. Nur gelegentlich knüpft die Betrachtung an unmittelbar aktuelle Fragen an; immer strebt sie rasch darüber hinaus: in die politische Theorie, die Hitlers große Leidenschaft wohl von Jugend auf gewesen ist und die er immer wieder dozierend (und oft gewaltig renommierend) vorträgt. Er spricht gleichsam als der Prophet deutscher Weltmacht, der seinen Jüngern politische Weisheit übermittelt: zur Beachtung „und weiteren Veranlassung“. Was aber ist der Kern dieser Weisheit?

Sie findet sich am eindrucksvollsten zusammengefaßt in einer geheimgehaltenen Rede vor dem politischen Führernachwuchs, vorgetragen am 23. November 1937 auf der SS-Ordensburg Sonthofen, die uns im Wortlaut vorliegt (Anhang). Ihr Inhalt stimmt gut zusammen mit jener berühmten Geheimbesprechung vom 5. November, die das sog. Hossbachprotokoll festgehalten hat. Sie muß hinreißend auf diese jungen Leute gewirkt haben; denn sie zeigt ihnen ein (scheinbar) ganz großes Ziel deutscher Zukunft – eben jenes Ziel, das Hitler 1941 beinahe erreicht zu haben glaubte: die Beherrschung Europas in einem „Germanischen Reich deutscher Nation“. Deutschland wird damit endlich nachholen, was andere vor ihm längst erreicht haben: die Weltreichsbildung. Das deutsche Volk ist dazu vermöge seiner rassischen, seiner geistig-sittlichen Überlegenheit weit mehr als andere berufen; die große, kompakte Masse seiner 85 Millionen, im Herzen Europas siedelnd, gibt ihm die physische Macht; und die erstickende Enge dieses Siedlungsraumes zwingt es zu gewaltsamer Expansion, will es seine Zukunft, seinen Nachwuchs nicht verkümmern lassen. Nur die unglückselige Zerrissenheit seiner älteren Geschichte, mit ihren Gegensätzen der Stämme, der Konfessionen, der Dynastien, der Zwergstaaten, zuletzt der Parteien, dazu der ängstliche Konservatismus schwächerer Fürsten haben die gewaltige Kraft dieses Volkes gelähmt. Das alles ist jetzt glücklich überwunden, eine volle deutsche Volksgemeinschaft im Schwung einer revolutionären Bewegung endlich hergestellt, der alte Gegensatz zwischen Volk und Staat beseitigt. „Wir hatten Europa schon einmal. Wir haben es nur verloren, weil uns jene Tatkraft der Führung fehlte, die notwendig war, um unsere Stellung nicht nur zu behaupten, sondern zu vermehren.“ Die tatkräftige Führung

an die Zuchtwahl der Rassen im ewigen Kampf. Aber sie wird von der Jugend idealistisch verstanden, weil sie zugleich an deren gute Instinkte appelliert: an die Bereitschaft zu selbstlosem Einsatz für das Vaterland, an ihre Männlichkeit, an ihren Stolz und ihre Tapferkeit. Die Vermischung guter und böser Motive, des Edlen mit dem Gemeinen und Rohen, des Wahren mit dem Halbwahren und der Lüge, des Schlicht-Natürlichen mit dem Raffinierten, erklärt die starke Werbewirkung und Explosivkraft der Hitlerreden; eben dies war das wahrhaft Dämonische an ihm. „Beim politischen Führer“ sagt er, „ist der Charakter wichtiger als Weisheit der Einsicht“. Das ist wahr – und doch: wie gefährlich im Munde eines Mannes, für den „Tapferkeit“ mit Brutalität und Draufgängertum praktisch zusammenfällt, dem maßvolle Besonnenheit fehlt und dessen Verachtung für die „Intellektuellen“ die Barbarei des Massenmenschentums geradezu großgezüchtet hat. Er will die deutsche Jugend von „Minderwertigkeitsempfindungen“ und von „falscher Bescheidenheit“ befreien – aber an die Stelle tritt in der praktischen Auswirkung allzu oft laute Anmaßung, blinde Selbstvergötzung deutschen Wesens, Verachtung und Haß gegen alle anderen. „Wir wollen unser Volk ganz nach vorne führen! Ob sie uns lieben, das ist uns einerlei – wenn sie uns nur respektieren! Ob sie uns hassen, ist uns einerlei, wenn sie uns nur fürchten!“

So sprach Hitler 1937. Vier Jahre später finden wir ihn mitten in der Durchführung dieses Programms. Die hier vorliegenden Tischreden beginnen während der großen ersten Rußlandoffensive des Sommers 1941 und enden während der zweiten, ein Jahr später, mit dem Erscheinen der Sechsten Armee vor Stalingrad. Dazwischen liegt der schwere Rückschlag vor Moskau, aber auch Rommels afrikanischer Vorstoß bei El Alamein, dazu erste große Erfolge im U-Boot-Krieg. Von der seelischen Wirkung des Rückschlages spürt man nichts – nur daß gelegentlich etwas ironisch vom „Defaitismus“ gewisser Strategen die Rede ist, die allzu viel auf ihren bloßen Intellekt vertrauen. Im übrigen erklingt in vollen Tönen schon jetzt das Siegeslied des neuen „germanischen Großreichs deutscher Nation“.

Die Einigung Europas unter deutscher Führung ist natürlich nur „mit Waffengewalt“ zu vollziehen – genau so wie einst die Einigung Deutschlands durch Preußen. Es darf keinen Frieden geben, der uns nicht unbegrenzte Rechtsansprüche offen läßt. Am Erreichen dieses Zieles zweifelt Hitler so wenig, daß er sich schon jetzt Gedanken darüber macht, wie rasch spätere Generationen seine Verdienste um dieses „schwere Stück geschichtlicher Arbeit“ vergessen und das Großreich „gleichmütig hinnehmen“ würden als eine Selbstverständlichkeit (Nr. 37). Es wird vom Nordkap bis an den Alpenwall reichen, und von der Westküste Frank-

reichs bis an das Schwarze Meer. Diesen riesigen Raum wird man mit stark verbreiterten Autobahnen erschließen, an denen entlang im Osten „wie eine Perlenschnur“ neue Städte und Dörfer entstehen sollen (Nr. 9 u. ö.). Schon jetzt wird über eine neue Bahnstrecke nach dem Donezbecken beraten, viergleisig, mit 4 m Spurweite, deren Schnellzüge 200 Stundenkilometer fahren sollen (Nr. 66, 76). Berlin wird die „Welthauptstadt“ dieses Reiches sein, es soll deshalb den neuen Namen „Germania“ erhalten und so gewaltig ausgebaut werden, daß es „nur noch mit dem alten Ägypten, Babylonien oder Rom vergleichbar sein“ wird, London und Paris dagegen verblassen (Nr. 10). Leningrad, dessen Newaufer künftig die Grenze gegen Finnland hin bilden soll, läßt man verfallen, mitsamt seinen Hafenanlagen und Werften, die nutzlos geworden sind; schon jetzt ist die Einwohnerzahl auf 2 Millionen zusammengeschrumpft – Hunger, Kälte und Bomben werden den Rest besorgen (Nr. 18). Statt dessen wird man die Krim mit ihrem herrlich südlichen Klima zu einem stark befestigten Eckpfeiler deutscher Macht und als neues Kulturzentrum ausbauen. Die Südtiroler könnte man dorthin umsiedeln. „Ihre Verbringung bietet weder physisch noch psychisch besondere Schwierigkeiten. Sie brauchen ja nur einen deutschen Strom, die Donau, hinunterzufahren, dann sind sie schon da“ (Nr. 155). Den weiten russischen Raum aber wird Hitler als Siedlungsraum für germanische „Reichsbauern“ ausbauen, in „hervorragend schönen Siedlungen“. Es wird herrliche neue Städte geben mit Gouverneurspalästen und Behördenbauten, jedesmal rings herum einen Kranz von schönen Dörfern im Umkreis von 30 bis 40 Kilometern, durch die besten Straßen verbunden. Natürlich werden diese Neuanlagen nur germanischen Siedlern dienen, die man aus ganz Europa herbeiholt, nach und nach bis zu 100 Millionen: Norweger, Schweden, Dänen, Niederländer guter Rasse, die sich mit Deutschen vermischen zu wechselweiser Auffrischung des Blutes; die Schweizer werden nur als Gastwirte verwendbar sein. Das weite Sumpfbereich Rußlands wird ausgetrocknet, um das Klima zu verbessern und als Truppenübungsplatz (im Umfang von 350 mal 400 Kilometern) angelegt.

So wird Rußland die große Kolonie, das „neue Indien“ des germanischen Großreichs sein – für uns weit besser als der unsichere Kolonialbesitz über See. „Diese Erde ist uns sicher. Europa ist kein geographischer, sondern ein blutmäßig bedingter Begriff“ (Nr. 4, Nr. 149).

Was aber wird aus den 180 Millionen Russen? Die läßt man in ihren Lehmhütten und langsam verfallenden, schmutzigen Städten als Sklavenvolk verkommen. Nur keine Fürsorge für Reinlichkeit und Gesundheitswesen! „Man sollte ruhig den Aberglauben unter ihnen verbreiten lassen, daß Impfen u. dgl. eine ganz gefährliche Sache sei.“ Vor allem muß

gegen die rapide russische Volksvermehrung etwas getan werden, z. B. durch Verbreitung von Mitteln zur Empfängnisverhütung und Förderung der Abtreibung. Den „Idioten“ von deutschen Beamten, der versuchen sollte, das zu verhindern, würde Hitler „persönlich zusammenschießen“. Auch von höherer Bildung der einheimischen Bevölkerung in den Ostgebieten darf natürlich gar keine Rede sein. Das hieße „einen kommoden Widerstand gegen unsere Herrschaft selbst züchten“. In den Schulen, wenn sie überhaupt welche auf eigene Kosten errichten und hineingehen, dürfen die Einheimischen „nicht mehr lernen als höchstens die Bedeutung der Verkehrszeichen“, dazu noch gerade so viel Deutsch, daß sie sich bei Widerstand gegen deutsche Befehle nicht auf mangelnde Sprachkenntnis herausreden können (Nr. 44). Man kümmert sich möglichst wenig um die Unterworfenen. Man läßt sie leben in ihrer armseligen Welt, wie sie wollen, ohne viel Reglementierung, aber ohne größere Gemeinschaft als die Dorfgemeinde, deren Vorsteher für alles aufzukommen hat – „nur, daß wir sie beherrschen. Im Fall einer Revolution brauchen wir dann nur ein paar Bomben zu werfen auf die betreffenden Städte, und die Sache ist erledigt. Einmal im Jahr wird dann ein Trupp Kirgisen durch die Reichshauptstadt geführt, um ihre Vorstellung mit der Gewalt und Größe unserer steinernen Denkmale zu erfüllen“ (Nr. 4).

So sieht das Idealbild des „germanischen Großreiches“ aus, für das Hitler deutsche Männer zu Hunderttausenden auf Rußlands weiten Schneefeldern sich hat verbluten lassen. Wie man weiß, ist es ja nicht bloßes „Ideal“ geblieben, sondern wenigstens stückweise durch jene „SD-Einsatzgruppen“ realisiert worden, deren Wirken die Partisanenkämpfe erst vollends zur Raserei gesteigert hat. Ist das alles nun Kampf gegen das „Untermenschentum des Bolschewismus“, wie er so oft auf den Nürnberger Parteitag ausgerufen war? Ist es Kampf für eine höhere abendländische Kultur? Oder ist hier der nationalistische Hochmut selbst zum Untermenschentum geworden? Immer von neuem äußert Hitler seine Bewunderung für Stalin, diesen „genialen Kerl“, für sein Stachanowsystem und seine Wirtschaftspolitik überhaupt, die, frei von „Humanitätsduselei“, die menschlichen Arbeitskräfte so erstaunlich auszunutzen weiß. Seine Fünfjahrespläne werden nur von den deutschen Plänen noch übertroffen (Nr. 44); daß er einen alten zaristischen General wie Tuchatschewski beseitigen ließ, war politisch notwendig; er ist ohne Frage ein großer Mann. Nur die Gefahr scheint Hitler zu stören, daß die Diktatur des Proletariats, in der ganzen Welt aufgerichtet, zur „Herrschaft einer jüdischen Minorität“ führen würde (Nr. 43). Von der „ungeheuren Gefahr des Bolschewismus“ für das Abendland ist zwar immer wieder die Rede; worin sie aber nun eigentlich besteht, bleibt undeut-

lich – um so deutlicher wird der Machtkampf: das Ringen um den „Ostraum“ und um die europäische Hegemonie.

Man versteht danach, daß es Rosenberg und seinem Stabe nicht gelingt, sich beim „Führer“ mit seinen Rußlandplänen, die auf eine Errichtung selbständiger Nationalstaaten auf russischem Boden hinausliefen, Einfluß oder auch nur ernsthaft Gehör zu verschaffen. Nicht „Befreiung“, sondern grausamste Unterdrückung und Ausbeutung der Ostvölker ist dessen Ziel. Wer ist ihm überhaupt Rosenberg und sein „Mythos des 20. Jahrhunderts“? Kaum mehr als ein erfolgreicher Literat, der aber sein schwer verständliches Werk (das Hitler selbst ungenießbar findet) nur deshalb unter die Leute bringen konnte, weil die katholische Kirche so großen Lärm darum machte (Nr. 132). Mit Staunen hört man überhaupt den „Führer“ über nordischen Mythos sprechen. Er spottet über die Ausgräber, die irgendein kunstvoll geschmiedetes Schmuckstück angeblich nordischer Künstler der Vorzeit bewundern: sicherlich stammte es aus dem Süden und hat sich nur im Austausch, etwa gegen Bernstein, in diese rauhe, kulturlose Gegend verirrt. In Griechenland baute man die Akropolis, als unsere Vorväter im Norden noch die ersten Tontöpfe bastelten und im ganzen auf der Kulturstufe der „Maori“ standen; eine Versetzung aus Italien nach Germanien bedeutete für den Römer eine Art Strafversetzung – und nicht ohne Grund! In diesem naßkalten, trüben Klima, auf diesem bei Regen grundlosen Boden gedieh keine originale Kultur – die mußten sich auch die Germanen erst im Süden holen. Der Mittelmeerwelt gehört alle Sympathie und Bewunderung Hitlers, dem Norden und Osten bleibt er, der Österreicher, gefühlsmäßig heftig abgeneigt (Nr. 218 u. ö.). Heinrich der Löwe war ein norddeutscher Potentat, der aus kleinlichen Hausmachtinteressen handelte – von zielbewußter „Ostpolitik“ kann bei ihm gar keine Rede sein. Um so rückhaltloser schwärmt Hitler für die süddeutschen Kaiserhäuser, besonders für die Staufer und ihre Italienfahrten, für die Schönheiten Italiens, für die Renaissance als Befreiungstat des menschlichen Geistes, für antike Symbole und Bauten, für die Größe des alten Rom. Alexander und Cäsar – das sind ihm erhabene Vorbilder; Karl der Große, der das Imperium erneuerte und die deutschen Dickköpfe mit harter Gewalt zur Einigung zwang, hat seinen wärmsten Beifall; aber auch den Korsen Napoleon mit seinen Empire-Ideen läßt er als große Erscheinung gelten – nur hätte er Erwählter des Volkes bleiben und nicht den falschen Ehrgeiz hegen sollen, unter den vermorschten Dynastien des ancien régime eine Figur zu machen. Das alles klingt höchst romantisch; aber es ist nicht die Romantik des nordischen oder „gotischen“ Menschen, sondern des Italienfahrers – bis in den Baustil der Hitlerzeit wirkt diese Romschwärmerei nach.

Sie ändert aber nichts am Fanatismus des Glaubens an „nordische“ Rassenwerte und an den eng damit verbundenen, aber noch ursprünglicheren, noch echteren Judenhaß. Natürlich sind für ihn, den Jünger H. St. Chamberlains und des Bayreuther Kreises, alle großen Erscheinungen der Antike „nordischer“ Herkunft – das Körperlich-Seelische und das Geistige schwimmt ja im Rassenbegriff des Nationalsozialismus ganz unklar durcheinander; doch war für Hitler der Antisemitismus, den er von Wien mitbrachte, sicherlich das Primäre, noch vor aller angelernten Theorie. Von Juden muß das germanische Großreich völlig gesäubert werden – selbstverständlich. Man wird sie alle nach dem Osten schaffen – was dort mit ihnen geschehen soll, wird sorgsam im Dunkeln gelassen: es sollte ja ein Staatsgeheimnis bleiben, auch vor der höchsten militärischen Führerschaft. Gelegentlich wird nur (ironisch) gesagt: diese zähe Rasse verträge ja ebenso gut das Klima Lapplands wie die afrikanische Tropenhitze – mit Andeutungen, daß man sie eines Tages nach Afrika abschieben könnte: entsprechend einer (angeblichen) Weisung an Berliner Amtsstellen, ihren Abtransport nach Madagaskar vorzubereiten! Und doch sind das alles nur täuschende Redensarten, die um so unverbindlicher bleiben, als Hitler über tropische Gebiete weder verfügt noch zu verfügen wünscht. Jedenfalls: nur der Spießer „weint seine Krokodilstränen hinter einem nach dem Osten abtransportierten Juden her“ (Nr. 150; Nr. 151 u. ö.).

Mit der Entjudung des neuen Großreiches ist es indessen noch nicht getan. Man muß den „germanischen Rassekern“ auf alle Weise zu verstärken suchen. Die Unterhaltungen des Diktators mit Himmler und dem Danziger Gauleiter Forster über dieses Thema gehören zu den aufschlußreichsten, zugleich aber bedrückendsten Partien unseres Textes (Nr. 18; Nr. 147; Nr. 149; Nr. 158; Nr. 87; Nr. 32; Nr. 35). Es dürfte wenig in der neueren politischen Literatur geben, was sich ihnen an die Seite stellen läßt, wenn man bedenkt, daß hier nicht bloß theoretisiert wird – mit einem in jedem Sinn „blutigen“ Dilettantismus –, sondern daß es um die praktische Entscheidung über Millionen von Menschenschicksalen geht. Bemerkenswert ist dabei, wie Himmlers pedantisch-subalterner Eifer die „Rassepolitik“ so wörtlich nimmt, daß es Hitler selbst dabei nicht mehr wohl ist. Der „Reichsführer SS“ möchte „blutsmäßige Fischzüge in der germanischen Bevölkerung Frankreichs“ machen, indem er ihre Jugend in deutsche Internate bringen und dort zu Nationalsozialisten erziehen läßt; ähnliche Versuche ist er im Begriff, mit jungen Holländern anzustellen. So soll eine großgermanische Jugend organisiert und verhindert werden, daß „germanisches Blut in die Führungsschichten der von uns beherrschten Völker gelangt und sich dann gegen uns auswirkt“. Nun glaubt Hitler zwar beobachtet zu haben, daß

Aber das alles liegt jetzt nur am Rande seiner Interessen. Jetzt ist er nur noch „Feldherr“. Was an inneren Staatsgeschäften anfällt, beschäftigt ihn (nach eigenem Geständnis) nur sehr wenig; dafür hat man Göring und noch viele andere Großmächtige mit „diktatorischen“ Generalvollmachten, je nach Tagesbedarf, eingesetzt. Daß diese Vollmachten sich gegenseitig überschneiden, daß so allmählich ein wirres Durcheinander der höheren Kompetenzen und Bürokratien entsteht: was tut's? Man muß den Blick fest auf die „großen Ziele“, auf die Generallinie gerichtet halten. Im übrigen wird Lammers, der Vielgewandte, nie Versagende, schon für den nötigen Ausgleich sorgen. Und wozu hat man die Gauleiter und Himmlers „absolut rigorose“ Gestapo als Machtinstrumente? Immer wieder spricht Hitler rühmend, ja prahlend von dem wundervollen Elitekorps seiner Parteifolgschaft: Talente und Charaktere, wie sie eben nur ein „autoritäres“ Regiment herauszufinden und an den rechten Platz zu stellen versteht. Daß dieser prahlerische Ton manchen eigenen Zweifel überdeckt, merkt man freilich an der scharfen, ja höhnischen Kritik, die er dann wieder im einzelnen üben kann – nicht bloß an Ribbentrop, dem aufgeblasenen Gernegroß.

Aber es gibt noch mehr innere Zweifel, die übertäubt werden müssen. Das Versagen der italienischen Wehrmacht ist so offenbar geworden, daß auch Hitler nur noch mit Ironie von ihrem falschen Heldenpathos reden kann. Um so lauter singt er das Loblied Mussolinis, dieses „Staatsmannes ohne Vorbild“, des treuen Bundesgenossen von der „Stahlachse“ und vom Antikominternpakt. Japans Kriegseröffnung gegen Amerika gerade im Augenblick der Krise vor Moskau macht ihn so glücklich, daß er sich lachend auf die Schenkel schlägt – vor allem wegen der Propagandawirkung! Die japanische Religion mit ihrem kämpferischen Ethos findet er mustergültig. Alle anderen Staatsmänner und ihre Völker werden mit Verachtung behandelt – die Engländer sind nur „militärische Kindsköpfe“, ihre Staatsmänner Idioten, die amerikanischen Soldaten lächerlich mit ihren Kino-„Militärgirls“. Freilich, ein inneres Unbehagen im Blick auf das noch immer unbezwungene britische Empire ist deutlich hinter allen Schimpfreden herauszuhören. Entgegen allen Propagandaphrasen der Partei über englische „Plutokratie“ bekennt Hitler, daß „ihm ein rot abgesunkenes England wesentlich unsympathischer sei als „ein konservatives“, „Churchill hundertmal lieber als Cripps“ (Nr. 12). Wie gern hätte er die Engländer als Bundesgenossen gegen Sowjetrußland gewonnen oder doch wenigstens zur Neutralität bestimmt! Leider hat sie weder Einschüchterung noch Lockung dazu vermocht – nun muß er doch den Zweifrontenkrieg führen und sucht ihn sich seelisch zu erleichtern durch Verächtlichmachen des englischen und amerikanischen Gegners. Der eine wird als völlig dekadent, der andere als mili-

die Lücken und leicht erkennbaren Grenzen seiner Bildung nachweist. Es ist ungerecht, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er sie sich auf unregelmäßigem Wege selbst erworben, sich aus vielfach fragwürdiger Literatur nur „angelesen“ hat, ohne kritisches Unterscheidungsvermögen, ohne sicheren, geschulten Geschmack, und daß er fast immer in Klischeebegriffen denkt. Die Lebensgesetze eines Volksführers und Machtpolitikers sind nun einmal andere als die der Bildungs- und Büchermenschen. Man sieht immerhin einen lebhaft bewegten Geist vor sich, der sich auf recht vielen Weideplätzen seine Nahrung sammelt, mit verblüffender oratorischer Gewandtheit und sprühendem Temperament davon weiß, von einem starken Gedächtnis unterstützt, viele kluge Einfälle unter unreifen und verfehlten, ja wahnwitzigen vorbringt und meist sehr wirksam, zuweilen schlagend zu formulieren versteht. Es ist doch wohl so, daß ohne eine gewisse Primitivität des Denkens ein so hohes Maß von Selbstvertrauen, von Glauben an die eigene Unfehlbarkeit, wie es ihn emporgetragen hat aus der Tiefe des Wiener Proletariats bis zum Glanz eines Diktators über den Kontinent, gar nicht möglich gewesen wäre.

Aber eben in diesem Glauben an die eigene Unfehlbarkeit, der ihm, dem Halbgebildeten, die politische Überlegenheit gab über alle hochgebildeten Skeptiker und Zauderer, über alle bloßklugen „Realpolitiker“, der ihn befreite von der Last und Qual einer ständig wachen Selbstkritik, der seiner politischen Bewegung ihren mitreißenden Schwung verlieh und die Massen ihm zutrieb – eben in diesem Glauben, der sich mit wachsenden Erfolgen zum Aberglauben, ja zur Besessenheit steigerte, lag auch sein und unser aller Verhängnis. Wohin trieb ihn sein Machtwille? „Ich bin hier eiskalt: wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, für seine Selbsterhaltung sich einzusetzen, gut: dann soll es verschwinden“ (Nr. 98). Wer ist dieser Mensch, der ein so furchtbares Wort über die Lippen bringt? Menschliches Selbstvertrauen wird zur Vermessenheit, zum Frevel an der göttlichen Weltordnung, wenn es zur Selbstvergötzung führt, d. h. wenn es gar keine Verantwortung mehr vor dem Angesicht der Ewigkeit kennt, sondern nur noch vor der „Geschichte“, also vor dem eigenen irdischen Ruhm. Wer sich Übermensch dünkt, in Gottähnlichkeit, wird zum Unmenschen.

Aus dieser Höhe gab es nur noch den Sturz in die dunkelste Tiefe. Den eigenen und den der Nation, die sich durch ihn hatte verführen lassen, und die nun, längst zum bloßen Werkzeug seines Machtwillens geworden, die ganze furchtbare Last der Verantwortung für seine Herrschaft zu tragen hatte. Denn so ist das Gesetz der Geschichte. Wenn unsere Veröffentlichung irgendetwas lehren kann, dann dies: daß es ganz und gar kein geschichtlicher Zufall gewesen ist, was diesen Sturz schließlich

riedgeflochtenen Sitzflächen und Rückenlehnen, von denen Hitler den mittleren an der Fensterbreite der Tafel benutzte.

Mitglieder des Führerhauptquartiers, die an der Tafel teilnahmen, waren: Hitlers Sekretär, Reichsleiter Martin Bormann; Feldmarschall Keitel mit Adjutant; General Jodl mit seinem Gehilfen Luftwaffenoberst Christian; Reichspressechef Dr. Dietrich mit seinem Vertreter Lorenz. Von der „Adjutantur der Wehrmacht beim Führer und Reichskanzler“: Generalmajor Schmundt, Kapitän von Puttkamer, Major Engel und Major von Below; von Hitlers Ziviladjutanten: Gruppenführer Schaub und Brigadeführer Albert Bormann; Hitlers Ordonnanzoffiziere: die SS-Hauptsturmführer Schulze und Pfeiffer; Hitlers Leibärzte: die Professoren Brandt und Morell, sowie die Verbindungsmänner: Gesandter Hewel (Auswärtiges Amt), General Bodenschatz (Luftwaffe), SS-General Wolff, General Buhle (Heeres-Organisationsamt), Admiral Krancke (Marine) und Dr. Koeppen (Ostministerium).

Als ich nach meiner Ankunft im Führerhauptquartier mit zwei jüngeren Truppenoffizieren auf die Vorstellung bei Hitler wartete (21. 3. 1942), lag in der Wolfsschanze der Schnee 50 cm hoch. Bormann erzählte mir, beim Anblick des Schnees empfinde Hitler in Erinnerung an unseren verhängnisvollen Rückzug vor Moskau geradezu ein körperliches Unbehagen. Als Ordonnanz Linge Hitler mit einer kleinen Taschenlampe den verschneiten Weg von seinem Bunker zum Kasino heraufgeleuchtet hatte, wirkte Hitlers Gesicht unter der feldgrauen Mütze mit dem breiten braunen Samtvorstoß und der goldenen Kordel über dem braunen Leder-schild jedoch auffallend frisch, von der schneidenden ostpreußischen Abendkälte gerötet. Seine Haltung war straff, obwohl er in den Schultern ein wenig gebeugt schien. Als er uns drei Neuankömmlinge mit seinen irgendwie zwingenden, auffallend großen blauen Augen musterte, sich nach den militärischen Auszeichnungen eines jeden erkundigte und mit einer gewissen Reserve jedem die Hand gab, spürte ich schon in dieser kleinen, belanglosen Zeremonie jenes merkwürdige Fluidum, das Hitler so beherrschend ausstrahlte. Man weiß, daß selbst so eigenwillige Persönlichkeiten wie der Generaladmiral Raeder oder der Generalfeldmarschall Kluge sich verschiedentlich in Besprechungen von einstündiger Dauer durch Hitler von ihren eigenen Auffassungen abbringen und von der Richtigkeit seiner Argumentation überzeugen ließen. Die Kunst der menschlichen Ansprache beherrschte Hitler also in solch' gefährlichem Ausmaß, daß er mit geradezu hypnotischem Bann bisweilen selbst die besten Gegen- und Abwehrvorstellungen der Berater ausschaltete.

Beim Betreten des Speiseraumes wurde Hitler von seinen Mitarbeitern, die Front zur Tür genommen hatten, mit erhobenem Arm begrüßt,

dankte kurz und exakt und nahm dann in der Mitte Platz, links und rechts von sich General Jodl und Dr. Dietrich, mit Keitel und M. Bormann als Gegenüber. Während wir die Blumenkohlsuppe und hinterher unser Brot mit 20 g Butter und etwas Quark aßen*, glich die Tischunterhaltung einem halblauten Geflüster. Sie verstummte, sobald Hitler etwas sagte. In kleinen Gläsern wurde Bier gereicht, während Hitler Sprudel erhielt. Außerdem brachte ihm die Ordonnanz ein Gläschen Magen-Elixier, das Tag und Nacht auf einem Seitentisch herumstand, ein deutliches Dokument seiner damals sehr geringen Vorsicht vor Attentaten.

Nach dem Essen blieb man am Tisch sitzen. Hitler ließ sich von Ordonnanz Linge oder Junge die goldene Brille geben, las die ihm vom Pressechef gereichten Depeschen Blatt für Blatt sehr genau durch und gab sie dann, meist an Keitel oder Bormann, weiter oder erteilte mit gedämpfter Stimme Weisungen, die von seinen Adjutanten notiert oder sofort stillschweigend ausgeführt wurden. Auf Grund einer dieser Nachrichten oder eines während des Essens gefallenen Stichwortes pflegte er dann seine Auffassungen zu den verschiedensten Problemen darzulegen. Dabei war das Verblüffende, daß er selbst in den spannungsreichsten Tagen kaum zu aktuellen Kriegsproblemen Stellung nahm, vielmehr – auch dann, wenn in den militärischen Lagebesprechungen vor dem Mittagessen die Meinungen heftig aufeinandergeplatzt waren – etwa über die Schädlichkeit des Rauchens oder dergleichen dozieren konnte.

Wenn Hitler sprach, schwieg alles. Insbesondere nach den Mahlzeiten kam es kaum zum eigentlichen Gespräch, meist äußerte er sich in Monologform, nur hin und wieder von einem Mitarbeiter oder Gast mit Beispielen bestätigt oder mit Spezialerfahrungen ergänzt. Viele seiner Anschauungen konnte man gerade durch diese Tischmonologe erst richtig kennenlernen, weil ihm die Gedanken dabei oft spontan heraussprudelten. Er sprach mit seiner dumpfen, aber gut verständlichen Stimme zunächst langsam, oft zögernd und überlegend – auch wenn er scherzte. Hatte er sich aber an einem Problem entzündet, so fügte er, mit den glänzenden Augen eines Fanatikers über die Anwesenden hinwegschauend, Satz an Satz, Idee an Idee, Bild an Bild und verstand es, dabei mit

* Als Beleg für das kriegsmäßige Essen der Tafel Hitlers nahm ich mir einmal eine Speisekarte mit. Ihr Inhalt:

Adler-Hoheitszeichen (aus dem Karton herausgepreßt)

10. Juli 1942

Gemüseplatte

— . —
Äpfel

Wort „Der Führer, ja, Die Partei, nein“ machte damals die Runde, auch erlebte ich zum ersten Male, daß eine Tischeinladung Hitlers von einem Militär – dem Spionagechef, Admiral Canaris – unter dienstlichem Vorwand abgelehnt wurde. Das erste Knistern im Gebälk der Wehrmachtsführung wurde spürbar, als plötzlich vereidigte Stenotypisten in den militärischen Lagebesprechungen die Äußerungen der einzelnen Teilnehmer mitstenographieren sollten. Kurz nach meinem Ausscheiden aus dem Führerhauptquartier im August 1942 kam es wegen der Frage der Verantwortung für den Doppelvorstoß: Stalingrad/Kaukasus zu nie wieder ganz ausgeglichenen Zerwürfnissen zwischen Hitler und seinen militärischen Beratern, insbesondere General Jodl, so daß auch die gemeinsamen Mahlzeiten und Tischgespräche ein jähes Ende fanden.

Wenn meine Aufzeichnungen ohne fortlaufende Kommentierung veröffentlicht werden (auch dort, wo eine handfeste Kritik sich geradezu aufdrängt), dann um der unmittelbaren Wirkung der Dokumente willen. Um einen unverfälschten Eindruck von Hitlers Denken literarisch einzufangen und weiterzugeben, habe ich mich während meines Aufenthaltes im Führerhauptquartier bewußt auf die Reserve des Beobachters beschränkt.

Möge der Leser, der ein Jahr lang den Überlegungen und Äußerungen Hitlers folgt, darin das Wesen eines Diktators erkennen, wie es geradezu zeitlos in so manchen Zügen allen Diktatoren gemeinsam ist. Da die Völker der Geschichte von Diktaturen immer wieder die Befreiung aus politischen und wirtschaftlichen Nöten und die Verwirklichung ihrer Träume erhoffen, möge man darüber hinaus – trotz aller Anerkennung der überragenden Möglichkeiten revolutionärer Tatmenschen für die Menschheitsentwicklung – die Gefahren sehen, die unausbleiblich sind, wenn ein nur sich selbst verantwortlicher Staatsmann in seinem Glauben an seine höhere Sendung nicht ständig durch die Stacheln von Kritik und Kontrolle an die Realitäten des Diesseits gemahnt wird. Denn nur so läßt sich ein Ausarten einer in ihren Friedensplanungen zunächst bestechend wirkenden Diktatur zum Schaden der Völker verhindern und ihr Übergleiten auf die schwindelnde Bahn nach den Sternen bannen.

Organ für Geschichte hat, ist wie ein Mensch, der kein Gehör oder kein Gesicht hat: Leben kann er auch so, aber was ist das?!

2

22. VII. 1941 nachmittags — Wolfsschanze

Deutsch-englische Freundschaft?

Überlegen ist der Engländer dem Deutschen durch sein Selbstbewußtsein. Selbstbewußtsein hat nur, wer befehlen kann.

Überall in der Welt sitzen Deutsche an der Arbeit, ohne daß sie den ihnen dafür gebührenden Lohn erhielten. Ihre Leistung wird anerkannt. Aber daß sie nur ihrer Arbeit leben, läßt sie denen, die an ihnen verdienen, nur bedauernswert erscheinen.

Woran es liegt, daß der Deutsche in der Zeit bis zum Weltkrieg in der angelsächsischen Welt nicht gern gesehen war? Nach 1870 hatten wir einen ungeheuren Bevölkerungszuwachs. Die Folge war, daß jährlich 200 000 bis 300 000 Menschen auswandern mußten. Dem konnte man nur abhelfen, wenn man diese Menschen in den Arbeitsprozeß einschaltete. Als Arbeitsprodukte kamen in Frage lediglich Erzeugnisse aus den deutschen Rohstoffen Kohle und Eisen. Der Bedarf an Erzeugnissen aus diesen Stoffen war bis dahin durch England gedeckt worden. Die Engländer pflegten Qualität zu verlangen und dafür hohe Preise zu bezahlen. Dem, der unter solchen Umständen ins Geschäft kommen will, bleibt nichts übrig, als den Monopolisten zu unterbieten.

Unser Bienenfleiß hat uns zur Herstellung von Massenartikeln instand gesetzt. Diese waren billig, aber sie konnten zunächst nicht die Qualität der englischen Erzeugnisse haben: Wir waren Anfänger und kannten die Produktionsgeheimnisse nicht. So kam es, daß auf einer Weltausstellung in Philadelphia in den achtziger Jahren die deutsche Produktion das Prädikat „billig und schlecht“ erhielt. Mit der Zeit haben sich dann aber drei Produktionsgruppen herausgebildet, in denen unsere Arbeit der englischen an Qualität überlegen war: die chemische Industrie, an der Spitze die pharmazeutische, die Farbenherstellung, und dann vor dem Weltkrieg die Gewinnung von Stickstoff aus der Luft; die Herstellung elektrischer Geräte und die Erzeugung optischer Instrumente. England hat diese Konkurrenz so lebhaft zu spüren bekommen, daß es sich mit aller Macht dagegen wehrte. Aber weder die handelspolitischen Versuche, wie der Schutzzoll noch zwischenstaatliche Verträge, noch das Prädikat „Made in Germany“ halfen.

Nachdem bei seinem eigenen Besuch in Rom der Duce in so verständiger Weise dafür gesorgt hätte, daß er Zeit genug gehabt habe, alle ihn interessierenden Kunstwerke in Ruhe zu besichtigen, habe er stets in besonderem Maße dafür gesorgt, daß italienische Staatsmänner bei uns nur in ganz beschränktem Maße vom Protokoll betreut würden. Das Ergebnis sei verblüffend.

Ein Italiener nach dem anderen finde sich mit größter Begeisterung bei uns zum Besuch ein. Er habe deshalb zu Göring gesagt, sie beide wollten jeder für eine ein- bzw. anderthalbstündige Besprechung mit diesen Italienern sich freimachen, damit ihnen der Grund zum Reisen nach Deutschland an die Hand gegeben würde. Die übrige Zeit könnten sie sich dann in die sogenannte Behandlung von Berliner Zahn-, Herz-, Magen- usw. Spezialisten begeben.

17

3. IV. 1942 abends

Dualismus Deutschland – England nötig?

Nach dem Abendessen kam Hitler auf das rassische Bild in England und Deutschland zu sprechen.

England habe eine wunderbare Menschengesellschaft in seinen oberen Schichten. Die unteren Schichten aber seien nichts. Ganz anders als bei uns, wo gerade der Querschnitt durch die unteren Bevölkerungsschichten erfreulich sei.

Man brauche nur einmal die deutschen Arbeiter auf der Wilhelmshavener Werft und dann die Arbeiter aus den anderen europäischen Ländern, die bei der Wilhelmshavener vierten Einfahrt tätig seien, zu betrachten, um das festzustellen. Auch der Querschnitt unserer HJ sei viel besser als der durch die englische Jugend als Ganzem. Aber der englischen Oberschicht – auch der zähen, drahtigen, aber charmelosen englischen Frau dieser Schicht – sehe man die 1000jährige Auslese an.

Er hätte deshalb gern diesen Krieg gegen den Bolschewismus mit der englischen Marine und Luftwaffe als Partner geführt.

Aber die Geschichte gehe ja unerbittlich ihren Gang und richte es immer so ein, daß das Problem des Nebeneinander auch bei Blutgleichheit so gelöst werde, daß der Stärkere durch Kampf den Schwächeren unter seine Fittiche bringe und ein Dualismus nicht zugelassen würde.

So sei es vor 80 Jahren mit Preußen und Österreich gewesen. Und so sei es heute mit Deutschland und England.

5. IV. 1942 mittags

Das Heldenvolk der Finnen

Hitler äußerte sich über den Heldenkampf der Finnen:

Nach ihrem ersten Krieg mit den Russen seien die Finnen zu ihm gekommen und hätten ihm angetragen, deutsches Protektorat zu werden. Er bedauere es nicht, das damals abgelehnt zu haben. Denn die heldenhafte Haltung dieses Volkes, das von 600 Jahren allein 100 Jahre im Kriege zugebracht habe, verdiene höchste Anerkennung.

Es sei viel richtiger, sich solch ein Heldenvolk als Bundesgenossen zu erhalten, als es dem germanischen Reich einzugliedern zu versuchen, da es dann doch nur zu Schwierigkeiten komme. Die Finnen als unsere eine Flanke und die Türkei als unsere andere Flanke seien für ihn ideale Lösungen unseres politischen Flankensystems überhaupt.

Abgesehen hiervon eigne sich Karelien usw. auch seinem ganzen Klima nach nicht für uns Deutsche. Wenn er dort einmal unsere tapferen Soldaten besuchen müßte und von ihnen gefragt würde, was er von diesem unfruchtbaren Land, dessen Besiedlung nicht einmal die Russen versucht hätten, halte, dann könne er nur in das Klagegedicht unserer Soldaten einstimmen.

Zukunft Rußlands

Norwegen verdiene eine andere Beurteilung. Auf Grund des Golfstroms weise es klimatisch günstigere Verhältnisse auf. Der Reichsführer SS brauche sich aber keine Sorgen zu machen, mit seinen Konzentrationslager-Insassen die russischen Strafkolonien am Murmansk-Kanal ablösen zu müssen. Er, Hitler, brauche die Arbeitskraft dieser Leute viel dringender, um im weiten russischen Raum die erforderlichen Rüstungsfabriken zu bauen.

Im übrigen sei der russische Raum, der unter unsere Hoheit komme, so voll von Problemen, daß wir für die nächsten Jahrhunderte genügend Arbeit hätten¹.

¹ Am 26. III. 1942 hatte mir der Verbindungsmann des Ostministeriums zum FHQ Dr. Köppen erzählt, daß im Kommissariat Ostland die Esten, die starke deutsche, schwedische und finnische Blutbeimischungen haben und auf deren Gebiet zunächst die Finnen Anspruch erhoben, mitarbeiteten, während die Letten Schwierigkeiten machten. Die Weißruthenen seien so primitiv, daß sie sich nur für Ackerbau und Viehzucht eigneten, und in Weißruthenien der Jude als Handwerker gar nicht entbehrt werden könne.

Bei der Ostverwallung beständen zur Zeit Reibungen zwischen den Generalkommissaren und den

Im Mittelabschnitt müßten zunächst einmal die unendlichen Sümpfe durch Bepflanzung mit Schilf usw. kultiviert werden, damit die außerordentlichen russischen Kälteeinbrüche für künftige Winter eingedämmt würden. Außerdem seien Plantagen hochgezüchteter Brennesseln anzulegen, da nach den Forschungen einer Hamburger Firma aus den Fasern dieser Nesseln eine Zellwolle herzustellen sei, die an Güte die Baumwolle um ein Vielfaches übertreffe.

Schließlich sei es vordringlich, daß die Ukraine aufgeforstet würde, damit die starken Wolkenbrüche, die dort eine wahre Plage sind, verhindert würden. Er rechne es den Jägern hoch an, daß sie ihrer Jagdleidenschaft zuliebe dafür Sorge getragen hätten, daß 37 Prozent des deutschen Volksbodens mit Forsten bestanden wäre, während man z. B. um das gesamte Mittelmeer herum die Forsten abgebaut habe, ohne sich die Notwendigkeit derselben zu überlegen und dieser Notwendigkeit entsprechend vernünftige Forstwirtschaft zu treiben.

Auf die Frage, was aus Leningrad werden solle, erklärte Hitler:

Leningrad müsse verfallen. Wie einer der drei mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichneten heutigen Gäste ihm berichtet habe, sei die Einwohnerzahl Leningrads auf Grund der Hungersnot bereits auf zwei Millionen herabgesunken. Wenn man bedenke, daß es nach einer Information des türkischen Gesandten in Rußland selbst in der Diplomatenstadt nichts Gescheites mehr zu essen gebe, und wenn man weiter bedenke, daß die Russen noch und noch von dem Fleisch krepierter Pferde lebten, so könne man sich ausmalen, wie die Bevölkerung Leningrads weiter schrumpfen würde. Die Zerstörung der Stadt durch Bombenwurf und Artilleriebeschuß habe auch bereits das Ihrige zu dem Vernichtungswerk beigetragen.

Künftig solle die Newa die Grenze zwischen Finnland und Deutschland sein. Auch die Leningrader Häfen und Werftanlagen möchten verfallen². Denn nur einer könne Herr in der Ostsee als dem deutschen Bin-

Polizeichfs (SS-Brigadeführern), da jene ein politisches Weisungsrecht haben, das diese nicht respektieren wollen.

In der Ukraine sei man bereits dabei, das Vertrauen und die Befreiungsfreude, mit denen unsere Truppen beim Einmarsch umjubelt worden seien, zu verschütten, wenn man der Bevölkerung nicht endlich die Autonomie gäbe. Auch sei eine vorsichtige Behandlung der Kirche, die Gegner des allrussischen Gedankens sei, erforderlich.

Dr. Köppen bat abschließend, ihm zu helfen, für seinen Chef, Minister Rosenberg, einen Termin bei Hitler und bei Bormann zu erwirken, damit vor allem in der Ukraine nicht noch mehr Porzellan zerschlagen werde. (H. P.)

² Wie Dr. Köppen mir am 26. III. 1942 erzählte, wollten die Finnen Leningrad nicht haben, da sie glaubten, bei der Gebietsausweitung, die sie sowieso erfahren, eine Drei-Millionen-Stadt in der Südostecke ihres Landes nicht mehr verdauen zu können. Da auch Hitler – von den Hafenanlagen abgesehen – an einer Menschenzusammenballung wie Leningrad uninteressiert sei, sei beabsichtigt, die Grenze zwischen Finnland und Deutschland später durch Leningrad die Newa entlang laufen zu lassen, so daß die Stadt – soweit sie nicht zerschossen ist – verfallen werde. (H. P.)

nenmeer sein. Und deshalb müsse dafür gesorgt werden, daß kein größerer Hafen an der Peripherie unseres Reiches bestehen bleibe. Ganz abgesehen davon würde unseren maritimen Bedürfnissen durch einen Ausbau unserer eigenen Häfen im Baltikum vollauf genügt werden, so daß wir den für die Hälfte des Jahres zugefrorenen Leningrader Hafen in keiner Weise benötigten.

abends

Himmlers Rassenpolitik der blutsmäßigen Fischzüge: Nein

Im weiteren Verlauf des Abendessens führte Himmler aus: Seiner Ansicht nach würde man mit dem französischen Problem am ehesten fertig werden, wenn man alljährlich einmal unter der germanischen Bevölkerung Frankreichs einen blutsmäßigen Fischzug durchführe. Man müsse versuchen, die Kinder dieser Bevölkerungsschicht in frühester Jugend in deutsche Internate zu bringen und sie dort von ihrer zufälligen französischen Nationalität abzulenken, sie auf ihr germanisches Blut hinzuweisen und damit auf ihre Zugehörigkeit zum großen germanischen Volk.

Hitler erklärte zu dieser Ansicht Himmlers: Er sei kein Freund von Eindeutschungsversuchen in Frankreich. Sie seien auch sinnlos, wenn es nicht gelinge, sie weltanschaulich zu sichern.

Bei Frankreich müsse man bedenken, daß sein militärischer Ruf nicht auf die geistige Haltung des Gros der Bevölkerung zurückzuführen sei, sondern lediglich darauf, daß die Franzosen ein paar für sie günstige militärische Konstellationen auf dem Kontinent (z. B. im Anschluß an den 30jährigen Krieg) ausgenutzt hätten. Überall, wo ihnen ein selbstbewußtes Deutschtum gegenübergestanden habe, hätten sie Dresche bezogen, z. B. unter Friedrich d. Großen, 1940 usw. Daß sie von einem einmaligen militärischen Genie wie dem Korsen Napoleon zu weltgeschichtlichen Siegen geführt worden seien, könne dabei keine Rolle spielen. Das Gros der Franzosen neige zum Spießertum, so daß es ein schwerer Schlag für Frankreich sei, wenn seiner Führungsschicht der germanische Nachwuchs entzogen würde.

Europäische Neuordnung durch Schaffung eines Germanischen Reichs unter Ein-schluß von Holland, Norwegen, Polen und der Tschechei

Himmler brachte das Gespräch dann auf seine Erfahrungen mit dem holländischen Nationalistenführer Mussert. Ihm sei aufgefallen, daß Mussert versucht habe, seine Legion zurückzubekommen. Mussert habe ihm klarmachen wollen, daß er die zur Zeit im Osten stehende hollän-

Hitler überlegte sich dies einen Moment lang und erklärte dann, wenn dem so sei, solle man die Friesen diesseits und jenseits der Ems zu einer Provinz zusammenschließen. Man müsse das Seyß-Inquart einmal sagen.

Himmler berichtete dann von der Schaffung zweier Napolas für Jungen und einer für Mädchen, die unter der von Hitler genehmigten Bezeichnung „Reichsschulen“ in Holland eingerichtet würden. Ein Drittel der Schüler solle aus Holländern, zwei Drittel aus Deutschen bestehen. Nach einem gewissen Ausbildungszeitraum sollten die Holländer dann auch einmal auf deutsche Napolas kommen. Um sicherzustellen, daß die Erziehung der Kinder eindeutig auf den Gedanken des germanischen Reichs ausgerichtet sei, habe er, Himmler, es abgelehnt, holländische Gelder für die Einrichtung dieser Schulen in Anspruch zu nehmen und lasse sie ausschließlich von Reichsschatzmeister Schwarz finanzieren. Für Norwegen plane er die Einrichtung ähnlicher Schulen, die auch von der NSDAP ausschließlich finanziert würden. Wenn wir verhindern wollten, daß germanisches Blut in die Führungsschicht der von uns beherrschten Völker gelange und sich dann gegen uns auswirke, müsse man mit der Zeit allen wertvollen germanischen Nachwuchs unter den Einfluß einer derartigen Erziehung bringen.

Hitler schränkte ein: Man dürfe unter keinen Umständen in den Fehler verfallen, uns wertvoll erscheinende Angehörige anderer Nationen nur in der deutschen Wehrmacht ausbilden zu wollen, wenn nicht zuvor eine einwandfreie weltanschauliche Ausrichtung dieser Elemente auf das germanische Reich gewährleistet sei. Er stehe deshalb auch dem Einsatz der ganzen ausländischen Legionen an unserer Ostfront skeptisch gegenüber. Man müsse sich immer das eine vor Augen halten, daß jeder dieser Legionisten, wenn er nicht von seiner blutsmäßigen Zugehörigkeit zu der neu zu schaffenden größeren Einheit, zum germanischen Reich, durchdrungen sei, sich als Verräter an seinem Volk fühlen müsse.

Welche Gefahren das mit sich bringe, zeige der Verfall der Donau-Monarchie. Auch die Donau-Monarchie habe ja geglaubt, sich die anderen Völker, z. B. die Polen, Tschechen usw., gewinnen zu können, wenn es sie militärisch in der österreichischen Armee schule. Im entscheidenden Augenblick habe sie dann aber feststellen müssen, daß gerade diese Männer die Fahnenträger gegen sie geworden seien. Es gehe deshalb nicht, daß man unter der alten deutschen Fahne das germanische Reich aufzurichten versuche. Ebenso wenig wie man unter der Fahne Preußens die Bayern 1871 zum deutschen Reich habe bringen können, könne man die germanischen Völker unter der schwarz-weiß-roten Fahne des alten deutschen Reichs einen. Er habe deshalb der NSDAP als der Trägerin des Zusammenschlusses aller Germanen von vornherein ein neues Symbol gegeben, das auch das Symbol aller Germanen werde, die Hakenkreuzfahne.

Insbesondere warne er vor größeren Eindeutschungen von Tschechen und Polen.

Himmler berichtete hierzu, daß er das Polentum als das geschichtlich zähste Volkstum in der Weise mazzusetzen suche, daß er es in die eiserne Zange deutschen Volkstums nehme. Er habe mit Frank, dem Generalgouverneur des besetzten Polens, abgesprochen, daß der Bezirk Krakau mit seiner gleichnamigen rein deutschen Hauptstadt und der Bezirk Lublin deutsch besiedelt werden sollten.

Hitler meinte, eine nachsichtige Behandlung des Polentums sei keinesfalls angebracht. Man mache sonst dieselben Erfahrungen, die man im Anschluß an die Teilungen Polens in der Geschichte immer wieder gemacht habe. Das Polentum sei ja dadurch am Leben geblieben, daß es den Russen als Herrscher nicht habe ernst zu nehmen brauchen und daß es ihm gelungen sei, sich bei den Deutschen in eine politische Stellung hineinzumanövrieren, die es zu einem vor allem vom politischen Katholizismus umworbene, für die deutsche Innenpolitik maßgebenden Faktor gemacht habe.

Vor allem aber müsse man darauf sehen, daß Deutsche sich nicht mit Polen vermischen und damit der polnischen Führungsschicht neues germanisches Blut zugeführt werde. Himmler habe ganz recht mit seiner Meinung, daß fast ausschließlich deutschblütige Generale 1939 auf polnischer Seite wirklich ernstesten Widerstand geleistet hätten. Es sei eine alte Erfahrung, daß gerade die wertvollsten deutschen Abkömmlinge in die Führungsschicht des Gastlandes hineindrängten und ihrem Deutschtum verlorengingen, während sich in den verbleibenden deutschen Volksgruppen meist nur das Minderwertige sammle und sich nach wie vor zum Deutschtum bekenne.

Ebenso vorsichtig wie mit den Polen müsse man mit den Tschechen sein, die bereits über halbttausendjährige Erfahrungen verfügten, wie man am besten den Untertanen spiele, ohne Mißtrauen zu erregen. Wie viele Tschechen hätten sich in seiner Jugend in Wien herumgetrieben, dort sehr bald den Wiener Dialekt erlernt und sich dann geschickt in maßgebliche Positionen des Staates, der Wirtschaft usw. hineingeschlängelt!

Man dürfe nie außer acht lassen, daß dieser Krieg im Frieden nur gewonnen würde, wenn man das „Reich“ rassisch hoch und rein halte. Denn unsere Stärke gegenüber den nur um wenige Einwohner größeren USA sei ja, daß unser germanischer Rassekern erheblich größer sei, und zwar vier Fünftel Germanen umfasse.

6. IV. 1942 mittags

Konsuln, Titel und Orden

Hitler beklagte sich beim Mittagessen über die mangelhafte Auswahl unserer Konsuln.

Meist habe man mit der Wahrnehmung deutscher Interessen im Ausland Wahlkonsuln beauftragt, die lediglich an dem Titel und an bestimmten Geschäften interessiert seien, aber sich keineswegs um deutsche Belange oder um die Betreuung der Deutschen im Ausland kümmerten.

Nach dem Kriege müßten wir unseren Auslandsapparat völlig umbauen und weitgehend vom System der Wahlkonsulate abgehen. Wenn es auch kostspieliger sei, dem englischen Beispiel entsprechend in ausländischen Staaten tadellos besetzte diplomatische Außenstellen mit gut bezahlten tüchtigen Beamten einzurichten, so lohne das doch der Erfolg. Denn die Aufgabe des Diplomaten sei ja, die deutschen Interessen zum Gastland in richtige Beziehung zu setzen und durch entsprechende Berichte die eigene Führung zu den erforderlichen Maßnahmen instand zu setzen. Man brauche, wenn die diplomatischen Außenstellen insoweit funktionierten, auch keinen großen Zentralapparat in Berlin, sondern könne dort mit einigen wenigen Männern auskommen.

Er erkundigte sich dann, ob die Verleihung deutscher Orden an Ausländer sich besonders bewährt habe. Da der Gesandte Hewel dies nicht uneingeschränkt bejahte, meinte er, er habe sich das Problem seinerzeit reiflich überlegt. Aber schließlich sei es ja so, daß Orden – von den mit Brillanten besetzten abgesehen – im Gegensatz zu den bisher von uns verschenkten goldenen Zigaretten-Etuis, die 670,— RM kosteten, nur 2,50 bis 25 RM wert seien. Diese Unkosten kämen bei den mit Ordensverleihungen erzielten Erfolgen auf jeden Fall wieder heraus. Denn genau so wie die Menschen nach Titeln drängten, wären sie ja auch sehr hinter Orden her. Auch wenn einem das nicht recht sei, müsse man dem Rechnung tragen.

Allerdings sei er kein Freund davon, mit Titeln Geschäfte zu machen und zu sagen, für 100 000,— RM wird man Vizekonsul, für 500 000,— Konsul und für eine Million Generalkonsul. Das kaiserliche Deutschland habe geglaubt, sich auf diese Weise mit dem Kommerzienratstitel zusätzliche Einnahmen verschaffen zu müssen.

Auch mit Titeln und Orden müsse man sehr vorsichtig umgehen, wenn man ihren Wert erhalten wolle. So würde der Alte Fritz schön in den Preußischen Staatsrat, dieses Produkt eines kümmerlichen preußischen Renaissance-Versuchs, hineinfahren, wenn er dieses tatenlose Gremium erlebte.

11. IV. 1942 abends

Stalin und die individuelle Freiheit

Im Verlauf des Abends führte Hitler aus: Nicht die individuelle Freiheit sei ein Zeichen einer besonders hohen Kulturstufe, sondern die Beschränkung der individuellen Freiheit durch eine möglichst viele gleichrassige Individuen umfassende Organisation.

Wenn man den Menschen ihre individuelle Freiheit lasse, so benehmen sie sich wie die Affen. Keiner wolle dulden, daß der andere mehr habe als er. Und je näher sie zusammenwohnten, desto größer sei die Feindschaft unter ihnen. Je mehr man die straffen Zügel der staatlichen Organisation lockere und der individuellen Freiheit Raum gebe, desto mehr lenke man die Geschicke des Volkes in die Bahnen kulturellen Rückschritts.

Über die ewige Rederei von Gemeinschaft könne er nur lächeln, da die großen Schwätzer meinten, Gemeinschaft lasse sich zusammenreden. Wenn in seiner Heimat die Bauernjungen und Bauernknechte von den umliegenden Gehöften im Krug zusammengelassen seien, sei dieser Ausdruck des Geselligkeitsgefühls mit zunehmendem Alkoholgenuß in eine immer stärkere Rauferei und Messerstecherei ausgeartet. Erst das Erscheinen des Gendarmen habe die ganze Gesellschaft zu einer einzigen großen Gemeinschaft zusammengeschweißt.

Gemeinschaft lasse sich eben nur durch Gewalt schaffen und erhalten.

Man dürfe deshalb Karl den Großen nicht verurteilen, wenn er die – von ihm für das deutsche Volk für erforderlich gehaltene – staatliche Organisation durch Gewalt zusammengebracht hätte.

Und wenn Stalin beim russischen Volk in den vergangenen Jahren Methoden angewandt habe, wie seinerzeit Karl der Große sie beim deutschen Volk angewandt habe, so dürfe man mit Rücksicht auf den derzeitigen kulturellen Stand der Russen nicht den Stab darüber brechen. Auch Stalin habe aus der Erkenntnis heraus gehandelt, daß man die Russen zu einer straffen staatlichen Organisation zusammenfassen müsse, wenn man den Daseinskampf der gesamten in den UdSSR vereinigten Völkerschaften politisch sichern und Leistungen für den einzelnen ermöglichen wolle, die er aus eigener Kraft – wie z. B. Erkenntnisse der medizinischen Wissenschaft – nicht schaffen könne.

Für die Beherrschung der von ihm im Osten des Reichs unterworfenen Völker müsse es deshalb oberster Grundsatz sein (im Gegensatz zu Stalin), den Wünschen nach individueller Freiheit weitestgehend zu entsprechen,

jede staatliche Organisation zu vermeiden und die Angehörigen dieser Völkerschaften dadurch auf einem möglichst entsprechenden Kultur-niveau zu halten.

Man müsse stets davon ausgehen, daß diese Völker uns gegenüber in erster Linie die Aufgabe haben, uns wirtschaftlich zu dienen. Es müsse daher unser Bestreben sein, mit allen Mitteln wirtschaftlich aus den besetzten russischen Gebieten herauszuholen, was sich herausholen lasse. Einen Anreiz zur Ablieferung ihrer landwirtschaftlichen Erzeugnisse und Zurverfügungstellung ihrer Arbeitskraft im Bergbau und in der Rüstungsfabrikation könne man dadurch für sie in ausreichendem Maße schaffen, daß man ihnen Industrieprodukte usw. nach Wunsch in Verkaufsmagazinen zum Kauf bereit halte.

Wenn man sich darüber hinaus um das Wohl jedes einzelnen kümmern wollte, so würde man ohne eine Staatsorganisation nach dem Muster unserer staatlichen Verwaltung nicht auskommen und lediglich Haß gegen uns erzeugen. Denn je primitiver die Menschen seien, desto stärker empfänden sie jede Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit als Zwang. Hinzu komme, daß man ihnen mit einer staatlichen Verwaltungsorganisation eine Möglichkeit an die Hand gebe, sich zu einer großen Einheit zusammenzufinden und diese Organisation eventuell sogar gegen uns zum Einsatz zu bringen. Das Höchste, was man ihnen an Verwaltungsorganisation zugestehen könne, sei deshalb die Gemeindeverwaltung, und auch die nur insoweit, als es zur Erhaltung der Arbeitskraft, d. h. zur Sicherstellung der täglichen Bedürfnisse des einzelnen, erforderlich sei.

Auch die Bildung von Dorfgemeinschaften müsse man aber so gestalten, daß sich keine Gemeinsamkeiten zwischen benachbarten Dorfgemeinschaften herausbilden könnten. Auf jeden Fall sei deshalb die Schaffung einheitlicher Kirchen für größere russische Gebietsteile zu verhindern. In unserem Interesse könne es lediglich liegen, wenn jedes Dorf seine eigene Sekte habe, die ihre eigenen Gottesvorstellungen entwickle. Selbst wenn sich auf diese Weise in einzelnen Dörfern Zauberkulte, wie bei den Negern und Indianern, bilden sollten, könnten wir das nur begrüßen, weil es die Zahl der trennenden Momente im russischen Raum nur vermehre.

Wenn er vorhin gesagt habe, daß jeder Aufbau einer großen Staatsverwaltung zu unterbleiben habe und unsere Kommissare sich im Osten lediglich mit der Beaufsichtigung und Wirtschaftslenkung zu befassen hätten, so sei damit selbstverständlich auch jede Organisationsform für die unterworfenen Völker verneint.

Es solle daher ja kein Lehrer daherkommen und plötzlich den Schulzwang für die unterworfenen Völker verkünden wollen. Kenntnisse der

Russen, Ukrainer, Kirgisen usw. im Lesen und Schreiben könnten uns nur schaden. Denn sie ermöglichten es helleren Köpfen, sich ein gewisses Geschichtswissen zu erarbeiten und damit zu politischen Gedankengängen zu kommen, die irgendwie ihre Spitze immer gegen uns haben müßten.

Es sei viel besser, in jedem Dorf einen Radiolautsprecher aufzustellen, um den Menschen auf diese Weise Neuigkeiten zu erzählen und Unterhaltungsstoff zu bieten, als sie zur selbständigen Erlangung politischer und wissenschaftlicher Erkenntnisse zu befähigen. Man solle es sich daher auch ja nicht einfallen lassen, den unterworfenen Völkern im Radio Dinge über ihre Vorgeschichte zu erzählen, man müsse ihnen vielmehr durch den Rundfunk Musik und noch einmal Musik vermitteln. Denn lustige Musik fördere die Arbeitsfreude. Und wenn die Leute viel tanzen könnten, so werde auch das nach unseren Erfahrungen in der Systemzeit allgemein begrüßt werden.

Das einzige, was in den besetzten russischen Gebieten organisiert werden müsse, sei der Verkehr. Denn die verkehrsmäßige Aufschließung des Landes sei eine der wesentlichsten Vorbedingungen zu seiner Beherrschung und wirtschaftlichen Ausnutzung. Das Verkehrs-Punkt-System müßten deshalb auch die Unterworfenen lernen. Das sei aber auch das einzige Gebiet, auf dem man sie von uns aus „bilden“ müsse.

Was die Hygiene der unterworfenen Bevölkerung angehe, so könnten wir kein Interesse daran haben, ihnen unsere Erkenntnisse zu vermitteln und ihnen dadurch eine von uns absolut nicht gewünschte Basis für einen ungeheuren Bevölkerungszuwachs zu geben. Er verbiete deshalb, für diese Gebiete Sauberkeitsaktionen unserer Art durchzuführen. Auch der Impfzwang dürfe in ihnen nur für Deutsche gelten. Deutsche Ärzte seien nur für die Behandlung Deutscher in den deutschen Siedlungen einzusetzen. Auch sei es Unsinn, die unterworfenen Völkerschaften mit unserem Wissen auf dem Gebiet der Zahnheilkunde beglücken zu wollen. Man müsse dabei aber vernünftig zu Werke gehen. Wenn also ein Zahnkranker absolut von einem Arzt behandelt sein wolle, gut, dann müsse man auch einmal eine Ausnahme machen.

Der größte Unsinn, den man in den besetzten Ostgebieten machen könne, sei der, den unterworfenen Völkern Waffen zu geben. Die Geschichte lehre, daß alle Herrenvölker untergegangen seien, nachdem sie den von ihnen unterworfenen Völkern Waffen bewilligt hätten.

Ja, man könne geradezu sagen, daß die Auslieferung von Waffen an die unterworfenen Völker eine „conditio sine qua non“ für den Untergang der Herrenvölker sei. Es sei deshalb nötig, daß Deutschland die Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung durch eigene Truppen im gesamten besetzten russischen Raum gewährleiste. Die besetzten Ostgebiete müßten deshalb von einem Netz von Militärstützpunkten durchzogen sein.

Wie Goethes „Reineke Fuchs“ heuchelten sie bis zur letzten Minute. Den Mut dazu nähmen sie nicht zuletzt aus ihrem unvorstellbaren Selbstbewußtsein, in dem sie ihr englisches Volk als den Steuermann des Weltschiffs betrachteten.

Auch das deutsche Volk müsse man, wenn es eine Weltstellung einnehmen wolle und solle, erst dazu erziehen, nur sich selbst gegenüber ehrlich zu sein, anderen Völkern gegenüber (z. B. den Tschechen gegenüber) aber ebenso treuherzig zu heucheln wie die Engländer, statt sich durch seine Ehrlichkeit überall unbeliebt zu machen.

Wenn sich bei den englischen Gefangenen, die wir kürzlich beim englischen Vorstoß gegen unseren U-Boot-Stützpunkt St.-Nazaire gemacht haben, eine gewisse Uneinigkeit zeige, so sei das nicht eine Meinungsverschiedenheit zwischen den pro-deutsch und den pro-sowjetisch gesinnten Engländern. Der innere Spaltpilz sei vielmehr in der antisemitischen Richtung zu sehen, d. h. in den Leuten, die die Hintergründe dieses Krieges durchschaut und trotzdem geschwiegen und mitgemacht haben. Hier müsse deshalb die NS-Propaganda ansetzen.

19. IV. 1942 abends

Japan hält Wort

Schulze (Ordonnanzoffizier Hitlers), Gabriel (Adjutant Keitels) und Lorenz erzählten aus der hohen Politik:

a) *Japans früherer Außenminister Matsuoka habe Hitler bei seinem Berlinbesuch erklärt, er könne sich auf Japan verlassen,*

b) *Botschafter Oshima habe durch mehrfache Rücktrittsgesuche entscheidend dazu beigetragen, daß Japan am 7. 12 1941 — als wir in die Winter- und Russenstürme, also die größten Schwierigkeiten kamen — den Kriegseintritt vollzog und dadurch die Situation erleichterte. Hitler hat sich bei Überbringung der Nachricht mit den Händen vor Freude auf die Schenkel geschlagen. Er war so sehr wie von einer schweren Belastung erlöst, daß er mit größtem Eifer den Anwesenden die neue Weltlage erklärte.*

Stelle heute bezüglich dieses Raumes irgendwelche Versprechungen mache, die sich hernach nicht einlösen ließen. Da man von offizieller Seite – im Gegensatz zur Flugblattpropaganda – nur versprechen dürfe, was auch zu halten sei, sei insoweit Vorsicht am Platz.

Auch von Papen solle mit eventuellen Zusicherungen an die Türkei vorsichtig sein, auch wenn er – Hitler – grundsätzlich zu gewissen Konzessionen bereit sei.

Vor allem aber solle sich das Auswärtige Amt jedes Kollaborations-Geredes enthalten. Wie schwer eine Kollaboration zu verwirklichen sei, zeige das Beispiel Rumäniens und Ungarns; thesaurierten diese beiden Länder doch gerade jetzt, wo wir Öl und Getreide so sehr gebrauchten, beide Produkte, um sie für einen eventuellen Krieg gegeneinander zur Hand zu haben.

28

13. V. 1942 abends

Danzig

Zum Abendessen brachte Forster zwei Entwürfe für das Stadtwappen von Gotenhafen mit. Einmal ein silbriges Segelschiff auf schlichtem blauem Grund und beim anderen ein silbriges Segelschiff auf einem durch silbrige Wellenkämme belebten blauen Grund.

Hitler entschied sich für die erste Lösung, da ein Wappen als Symbol klar sein solle und deshalb auf alles Gemäldehafte verzichten müsse.

Bei der Gelegenheit erzählte Hitler auch, daß er das Danziger Stadtwappen auf seinen Manschettenknöpfen habe und diese trage, seitdem er einst den Schwur getan, Danzig heimzuholen ins Reich.

Freundschaft mit der Türkei

Beim Abendessen erzählte Hitler, von einem Zivilarbeiter an der Atlantikküste sei er bei einer Besichtigung der dortigen Bauten mit der Bemerkung angesprochen worden: „Hier gehen wir doch nicht wieder weg, mein Führer? Das wäre ja sonst ewig schade um die viele Arbeit!“

Die Bemerkung dieses Mannes enthalte unendlich viel Lebensweisheit, bestätige sie doch, daß ein Mensch von dem Grund und Boden, in dem der Schweiß seiner Arbeit stecke, unter keinen Umständen wieder weichen wolle. Nichts in der Welt könne uns veranlassen, die durch den Westfeldzug erworbene und durch die Organisation Todt ausgebaute

81

sichere Kanal-Position wieder aufzugeben und uns wieder auf die kleine deutsche Nordseebucht zu beschränken.

Auch die Krim müsse so ausgebaut werden, daß das deutsche Volk auch nach langen Zeiträumen durch nichts zu bewegen sei, das dortige Stück deutscher Arbeit wieder herauszugeben. Deshalb sei es vordringlich, die Häfen auf der Krim auszubauen und starke Forts auf den Halben der Insel anzulegen. Auch hier müßten wir uns eine so feste Position schaffen, daß unser Arbeiter, der dort tätig sei, selbst die Überzeugung gewinne, daß dagegen keine feindliche Streitmacht ankommen könne. Eine derartige Sicherung halte er aber für die Krim auch für ausreichend, da wir am Schwarzen Meer und damit auch an den Dardanellen kein anderes als ein ausgesprochen wirtschaftliches Interesse hätten. Da uns außerdem das Mittelmeer nichts angehe, sehe er am Ende dieses Krieges außerordentliche Möglichkeiten, mit der Türkei zu einer eindeutigen Freundschaft zu kommen.

England und das europäische Gleichgewicht

Im weiteren Verlauf der Abendtafel kam Hitler auf die Politik Englands zu sprechen und führte aus: Die Engländer sähen offenbar erst beim vollen Zusammenbruch ein, daß sie die erste Rolle in Europa nicht mehr spielen könnten.

Indem sie stur am politischen Testament ihrer großen Staatsmänner vom „Gleichgewicht in Europa“ festhielten, hätten sie restlos verkannt, daß es nicht nur in Europa Gegner für sie geben könne, und deshalb die veränderte weltpolitische Situation mit dem an der Peripherie ihres Weltreichs aufziehenden Ungewitter – Rußland/Japan/USA – gar nicht erfaßt.

Wie völlig verbohrt die heutigen englischen Politiker seien, ergebe sich schon daraus, daß ihm vor wenigen Jahren einer von ihnen in privatem Gespräch in tiefem Ernst gesagt habe, wenn es zum Krieg zwischen England und Deutschland komme, sei Deutschland am Ende desselben englisches Dominion.

Der einzige Engländer, der die politischen Gegebenheiten von heute wirklich erkannt habe, sei der Herzog von Windsor gewesen, der unseren kolonialen Forderungen in der Weise habe entgegenkommen wollen, daß wir den Norden Australiens erhalten und besiedeln und so ein idealer Schild Englands gegen Japan werden sollten. Aber diesen Mann habe man in England fortgeschickt und statt des Ausgleichs mit Deutschland die Bruderschaft mit den USA gesucht, einem Lande, das gar nicht über die nötige Moral verfüge, um den Kampf um die neue Weltordnung zu gewinnen und nie etwa an unserer Stelle den russischen Winter 1941/42

zutreten pflegten, das habe uns ja die Tätigkeit des Völkerbundes zur Genüge gelehrt. Statt ihre Beiträge zu bezahlen, hätten sie geglaubt, in diesem Gremium in erster Linie Deutschland niederstimmen zu müssen. Und heute seien sie tiefbetrübt, wenn ihr damaliges Vorgehen von uns nicht so ohne weiteres vergessen werde.

Wirklichkeitsfremde Diplomaten

Aber die diplomatischen Vertreter in Genf seien ja auch schon so eine besondere Gruppe von Nichtstuern gewesen, die ihren Lebenszweck im pünktlichen Kassieren von Diäten, im guten Essen, im regelmäßigen Spazierengehen und – last not least – in der freien Liebe gesehen hätten. Ganz wie etwa beim Konzil in Konstanz anderthalbtausend „gelüstige Fräuleins“ zur Unterhaltung der hohen kirchlichen Würdenträger zusammengeströmt seien, hätten sich auch bei den Genfer Tagungen ganze Schwärme von Kurtisanen eingefunden.

Die Typen, die in den Auswärtigen Ämtern der verschiedenen Nationen herumsäßen, seien ja aber auch ganz besonderer Art. Bei unserem Auswärtigen Amt sei ihm aufgefallen, daß er es zwar zum Vollzug des Völkerbund-Austrittes förmlich habe zwingen müssen und ein halbes Jahr später immer noch frühere Beamte von ihm in Genf herumgesehen hätten, deren Zurückberufung man offenbar vergessen gehabt habe, daß es aber aus eigenem Antrieb 1936 eine Tropenuniform für seine Diplomaten geschaffen habe, bei der das größte Hoheitszeichen vorgesehen gewesen sei, das er überhaupt jemals an einer Uniform gesehen habe.

Aber er habe sich getröstet, als er die Vertreter der USA kennengelernt habe. In dieser Galerie tüchtiger Diplomaten sei der letzte englische Botschafter, Sir Henderson, immer noch einer der Besten gewesen.

Wie wirklichkeitsfremd Diplomaten oft seien und wie wenig sie von politischen Dingen verstünden, habe er erst kürzlich wieder feststellen müssen, als man ihn zu einer Proklamation an die Araber habe beschwätzen wollen. Den Herren sei offenbar entgangen, daß solch eine Proklamation – solange wir nicht vor Mossul stünden, Unsinn sei. Die Engländer würden ja sonst die Araber, die sich zur Unterstützung unserer Operationen erheben sollten, vorher erschießen. (Vgl. dazu Nr. 32.)

39!

den geringsten Einfluß auf die Führung des Volkes und die Ausrichtung der Jugend belasse, so wolle sie ihn ganz, und man täusche sich, wenn man glaube, durch Teilmaßnahmen sie sich zum Bundesgenossen gemacht zu haben.

Ihrer ganzen weltlichen Einstellung und ihres damit gegebenen politischen Interesses wegen seien seines Erachtens Ausfälle der katholischen Kirche Spaniens gegen das Falange-System unvermeidbar und damit die Gefahr einer neuen Revolution durchaus in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Spanien werde es vielleicht schon sehr bald mit seinem Blute zu bezahlen haben, daß Franco die Kirche als Macht im Staate anerkenne und ihm im Gegensatz zu Italien und Deutschland eine wirklich umfassende nationale Revolution leider nicht gelungen sei.

abends

Politische Machtkämpfe mit der Technik raffinierter Frauen

Beim Abendessen wurde Hitler die DNB-Meldung vom 6. des Monats bezüglich des Verbots der Falange-Uniform bei der Fronleichnamsprozession in Barcelona vorgelegt.

Aus der Meldung ergibt sich, daß das Verbot von den Nationalisten über die kirchlichen Behörden durchgesetzt worden ist, da sie vor wenigen Wochen verschiedentlich Zwischenfälle mit den Anhängern der Falange als der offiziell staatstragenden Partei hatten. Kennzeichnend ist weiter, daß sich die Madrider Zeitung „Arriba“ gegen das Uniformverbot mit der Feststellung wendet, daß das ständige Tragen des Blauhemdes eine Ehrenpflicht sei und jeder, der sich dem widersetze, als verabscheuungswürdiger Mensch bezeichnet werden müsse.

Hitler bemerkte zu der Meldung, man sehe direkt, wie der spanische Staat in neue Katastrophen hineinsause. Ausgerechnet die Pfaffen und die Monarchisten, die auch die Todfeinde des deutschen völkischen Aufbruchs seien, hätten sich in Spanien zusammengefunden, um die Führung des Volkes an sich zu reißen. Man brauche sich nicht zu wundern, wenn es eines Tages zu einem neuen Bürgerkrieg komme, in dem die Falangisten mit den Roten zusammengehen müßten, um der Pfaffen und Monarchisten Herr zu werden. Es sei nur bedauerlich, daß die gemeinsamen Blutopfer der Falangisten, der Faschisten und der Nationalsozialisten im vergangenen Bürgerkrieg keine besseren Früchte getragen haben. In Spanien finde sich ja leider immer jemand, der sich bei den politischen Geschäften der Kirche vorspannen lasse. Einer von dieser Sorte sei auch der derzeitige spanische Außenminister Suñer, den er von der ersten Zusammenkunft an mit der größten Skepsis beobachtet habe, obwohl

jugendführers Axmann mit Jugendgruppenführerinnen und -führern aus Norwegen, Dänemark, Holland usw. Er führte dabei aus:

Es sei ausgezeichnet, daß Axmann diesen Krieg als Frontsoldat mitgemacht habe. Der Arm, den er dabei verloren habe, könne sein Ansehen als Vorbild bei der Jugend nur erhöhen. Auch auf die ausländische Jugend werde der Kriegseinsatz Axmanns seinen Eindruck nicht verfehlen.

Er begrüße es sehr, daß Axmann versuche, die Jugend in den germanischen Ländern immer stärker für den Nationalsozialismus und den germanischen Gedanken aufzuschließen. Denn wenn die Jugend für eine Idee gewonnen sei, wirke das wie der Sauerteig. Sie werbe und werbe für diese Idee, ohne sich durch die Maßnahmen der Alten beeinflussen zu lassen.

Auch beim dänischen Volk könnten die Alten machen, was sie wollten, die Anhänger des germanischen Gedankens nähmen, da sie sich als Vertreter desselben Rassekerns fühlten, immer stärker zu. Indem er ganz planmäßig auf diese Entwicklung hinwirke, ziehe er dem alten König von Dänemark sein Volk langsam unter der Sitzfläche weg, genau so wie er in der Ostmark seinerzeit dem Dollfuß-Schuschnigg-Regime langsam aber sicher das Volk entfremdet habe.

Wie seinerzeit die Bayern, die Preußen usw. von Bismarck immer wieder auf die deutsche Idee hingestoßen worden seien, so müsse man die germanischen Völker Kontinentaleuropas ganz planmäßig auf den germanischen Gedanken hinlenken. Er halte es sogar für gut, dieser Arbeit durch Umbenennung der Reichshauptstadt „Berlin“ in „Germania“ einen besonders nachhaltigen Auftrieb zu geben. Denn der Name Germania für die Reichshauptstadt in ihrer neuen repräsentativen Form sei geeignet, trotz größter räumlicher Entfernung zwischen jedem Angehörigen des germanischen Rassekerns und dieser Hauptstadt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erzeugen.

Daß eine solche Umbenennung Berlins auch technisch keine Schwierigkeiten mache, zeige die Verdeutschung Gdingens in Gotenhafen und die Umbenennung Lodz' in Litzmannstadt.

36

27. VI. 1942 abends

Rußland zwischen Indien und Japan

Beim Abendessen kam Hitler nochmals auf den Sieg Rommels zu sprechen. Er betonte, die Einnahme von Tobruk sei ein ganz unvorstell-

98

barer Erfolg, der in der derzeitigen Lage geradezu wie eine günstige Schicksalsfügung für das deutsche Volk anzusehen sei. Ebenso wie seinerzeit der Kriegseintritt Japans in der kritischsten Periode des Ostkampfes erfolgt sei, platze Rommels Schlag gegen das englische Nordafrikakorps mitten in die spanischen Intrigen hinein, zu deren Kennzeichnung er nur zu erwähnen brauche, daß sich Spaniens Außenminister Suñer unlängst vom Papst sogar durch das Geschenk eines Rosenkranzes habe „ehren“ lassen.

Wenn die Besprechungen zwischen Churchill und Roosevelt in Washington acht Tage gedauert hätten, so sei das nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß Rommel Englands Mittelmeerstellung entscheidend erschüttert habe. Denn wenn Leute sich einig seien, seien die Verhandlungen rasch erledigt. Seine Besprechungen mit dem Duce hätten nie länger als ein bis eineinhalb Stunden gedauert. Alle übrige Zeit sei mit Essen und dergleichen ausgefüllt worden. Lediglich bei der albanischen Krise hätten sich die Besprechungen über eineinhalb Tage hingezogen, da er den Duce wieder habe aufrichten müssen.

Bei Zugrundelegung dieser Erfahrungen könne man sich leicht vorstellen, für wie groß die Alliierten ihre Schwierigkeiten hielten. Ganz abgesehen davon erfordere es ja auch wahre Akrobatenkünste, einen politischen Konzern mit den USA, den Russen und den Chinesen zu einer einheitlichen Willensbildung zu bringen. Wenn z. B. Litwinow verschiedentlich zu den Besprechungen zwischen Churchill und Roosevelt zugezogen worden sei, so natürlich nicht zuletzt, weil Rußland im Hinblick auf Indien England gegenüber einen ungeheuren Trumpf in der Tasche habe. Denn es könne für England nach dem Verlust Ostasiens keine größere Drohung geben als die der Russen, sich bei einer Störung des russisch-englischen Verhältnisses für ihre Kriegsschäden an Indien schadlos zu halten. Vielleicht sei diese Option auf Indien sogar einer der Gründe, der Rußland bewege, dem Kriegszustand mit Japan unter allen Umständen aus dem Wege zu gehen. Für uns nicht unlieb. Denn eben mit Rücksicht auf Indien werde der Nicht-Kriegszustand zwischen Japan und Rußland für uns ein Plus gegenüber England.

Die interessanteste Frage, die es im Augenblick gebe, sei überhaupt die: Was werde England bei der derzeitigen Situation tun? Daß man von ihm, nachdem es sich bereits durch seine Kriegserklärung trotz mangelhafter eigener Rüstung blamiert habe, keine Wunder erwarten dürfe, sei klar. Die Engländer selbst versuchten offenbar durch das Ausstreuen der verschiedenartigsten und widersprechendsten Nachrichten, sich über die derzeitige schwierige Lage hinwegzumogeln. Aufgabe des Auswärtigen Amtes sei es eigentlich, die Lösungen, mit denen es England nunmehr versuchen werde, zu ergründen. Aber diese seien ja wohl kaum anders

99

des kleinen Volksteils der Wallonen vorschwebten, seien im großen germanischen Reich kaum durchführbar. Er, Hitler, begrüße es deshalb, daß sich weder in Belgien noch in den Niederlanden Regierungen befänden, mit denen man zu verhandeln gezwungen sei. So könne man diktieren, was sich als politisch erforderlich erweise und deshalb als zweckmäßig erkannt sei. Das Problem dieser Kleinstaaten werde er mit kurzen, knappen Deklarationen lösen.

Der Straßenbau als Anfang jeder Kultur, auch in Rußland

Beim Abendessen kam Hitler schließlich in der Unterhaltung darauf, daß der Beginn einer jeden Kultur sich im Straßenbau äußere. So wie die Römer unter Cäsar und in den ersten beiden Jahrhunderten nach der Zeitrechnung in den germanischen Landen Sumpf, Moor und Wald durch Anlegung von Straßen und Bohlenwegen erschlossen hätten, so müsse man auch heute in Rußland zuallererst Straßen bauen.

Wer die Erschließung Rußlands anders, z. B. mit dem Bau eines Eisenbahnnetzes, beginnen wolle, zäume das Pferd am Schwanz auf. Mindestens 750 bis 1000 km Straßenbau halte er in Rußland allein schon aus militärischen Gründen für erforderlich. Denn ohne einwandfreie Straßen sei der große russische Raum weder militärisch zu säubern, noch auf die Dauer zu sichern. Was an Arbeitskraft in den russischen Dörfern und Städten nicht für die Landwirtschaft oder Rüstungsindustrie gebraucht werde, müsse daher in allererster Linie für den Bau von Straßen herangezogen werden.

Zum Problem der Neuanlegung von Dörfern übergehend, meinte Hitler, daß diese Neuanlegung im russischen Raum nicht nur nach militärischen Gesichtspunkten erfolgen solle, sondern auch zur Auflockerung der Eintönigkeit der riesigen Straßen beitragen müsse.

37

29. VI. 1942 mittags

Europas Einigung nur mit Waffengewalt oder im Schmelztiegel eines gemeinsamen Krieges möglich?

Beim Mittagessen erwähnte Hitler, daß seine Wiener Landsleute immer wieder fragten, ob wir denn auch diesmal Belgrad wieder aufgeben wollten? „Nachdem wir es nun zum dritten Male hätten erobern müssen, sollten wir's doch endlich behalten.“

Die Wiener hätten mit dieser Auffassung zumindest insoweit recht, als man sich die Grenzziehung in dieser Ecke des Reichs ganz besonders genau überlegen müsse. Daran, daß wir auf das sogenannte Eiserne Tor an der Donau unter keinen Umständen verzichten könnten, gebe es ja wohl keinen Zweifel.

Die Donau sei die Wasserstraße, die in das Herz des Kontinents hineinführe und deshalb in einem von uns geeinten Europa als deutscher Strom behandelt und beherrscht werden müsse. Die Regelung des Ost-West-Verkehrs in diesem Großraum stehe und falle mit der Alternative, ob die Donau deutsch sei oder nicht. Jeder Kanalbau erübrige sich, ja sei ein Unsinn, wenn es nicht gelinge, diese Hauptwasserader immer unserem unbeschränkten Einfluß zu erhalten.

Bei der Behandlung der Donau-Probleme müsse unsere Generation daher Sorge tragen, daß nicht alle auftretenden Rechtsfragen in den Friedensverträgen gelöst würden. Ein verantwortlicher Staatsführer müsse seinem Nachfolger eine ganze Schublade von Rechtsansprüchen mehr oder minder klarer Art hinterlassen, damit dieser sie gegebenenfalls als „heilige“ Ansprüche zur Fundierung der später einmal notwendigen Auseinandersetzungen heranziehen könne.

Auf den Einwurf Himmlers, daß auch der Alte Fritz seine Schlesischen Kriege mit nicht ganz klaren Erbansprüchen begonnen und daß Ludwig XIV. bei seiner Politik noch und noch mit „überkommenen“ Rechtstiteln gearbeitet habe, betonte Hitler, daß es für die Weisheit eines Staatsoberhauptes zeuge, wenn es derartige Titel seinem Nachfolger auf all den Gebieten hinterlasse, auf denen nach menschlichem Ermessen überhaupt jemals irgendwelche nationalen Probleme akut werden könnten.

Wenn daher die Klosterbrüder von Athos, über deren Niveau er sich nicht näher auslassen könne, ihn zum Nachfahren der byzantinischen Kaiser erklärt hätten, so sei auch dieses Dokument aufzuheben.

Er wünsche, daß alle schriftlichen Unterlagen über derartige Angelegenheiten nicht vom Auswärtigen Amt aufbewahrt würden und dort in Vergessenheit gerieten, sondern daß sie als Führerangelegenheiten der Reichskanzlei zugeleitet und dort in einer Weise aufgehoben würden, daß sich seine Nachfolger stets Einblick in sie verschaffen könnten.

Er spreche bei diesen Überlegungen auf Grund seiner Erfahrungen mit jenem schweren Stück geschichtlicher Arbeit, das er selbst habe meistern müssen. Sicher werde es nach uns Generationen geben, die die zur Zeit sich vollziehende Einigung Europas ebenso gleichmütig hinnähmen wie ein Großteil der derzeit Lebenden das Bismarcksche Reich als etwas absolut Gegebenes ansehe.

Welche Mühe es koste, den Westen, den Norden, die Mitte und den Osten Europas zu einer großen Einheit zusammenzuschweißen, das

Wie Dr. Todt, der Rotspanier in seinen Arbeitslagern beschäftigt habe, ihm immer wieder berichtet hätte, fühlten sich die Rotspanier durchaus nicht als „Rote“ in unserem Sinne. Sie bezeichneten sich selbst als Revolutionäre und zeigten in ihrem Fleiß und ihren Arbeitsleistungen eine durchaus wertvolle Haltung. Wir könnten deshalb nichts Gescheiteres tun, als von ihnen soviel als möglich, angefangen mit den 40000 in unseren Lagern, für einen evtl. in Spanien ausbrechenden neuen Bürgerkrieg in Rückhand zu behalten. Zusammen mit den Falangisten alter Form seien sie noch am verlässlichsten.

Keitel bestätigte, daß man bei der spanischen Wehrmacht nicht unsere Maßstäbe anlegen könne. Verheerend sei z. B. der Eindruck der spanischen Gardeehrenkompanie beim Treffen Hitlers mit General Franco gewesen; hätten die Soldaten doch derart verrostete Gewehre gehabt, daß ohne gründliche Reinigung kein Schuß aus ihnen herauszubringen gewesen sei. Als das Treffen Hitler-Franco vereinbart worden sei, habe Admiral Canaris ihn bereits davor gewarnt, daß Hitler enttäuscht sein würde, statt eines Heroen einen aufs Lavieren eingeschworenen Diplomaten zu finden.

Hitler bemerkte dazu, daß die Francoleute von Glück sagen könnten, daß sie beim ersten Bürgerkrieg den Beistand des faschistischen Italien und des nationalsozialistischen Deutschland gefunden hätten. Denn wie die Rotspanier immer wieder versicherten, seien sie nicht aus weltanschaulichen Gründen, sondern in Ermangelung eines anderen Beistandes zum Zusammengehen mit Sowjetrußland gezwungen und dadurch in ein an sich nicht erstrebtes politisches Fahrwasser gedrängt worden.

Fest stehe jedenfalls eines: Wenn man von einem Eingriff des Himmels sprechen wolle, der den Bürgerkrieg zugunsten der Francoleute entschieden habe, so sei dieser Eingriff nicht durch die kürzlich mit dem Marschallstab ausgezeichnete Mutter Gottes erfolgt, sondern durch den deutschen General v. Richthofen, der seine Flieger „vom Himmel hoch“ auf die sogenannten Roten herabgeschickt habe.

Als Gesandter Hewel meinte, daß viel spanisches Menschentum ausgesprochen faul sei und sich obendrein nichts sagen lassen wolle, bemerkte Hitler: bei den in der Organisation Todt beschäftigten Rotspaniern und Falangisten sei die Disziplin ausgezeichnet, so daß wir allen Grund hätten, noch mehr von diesen Leuten für den Dienst bei uns zu gewinnen.

Die für die Bereinigung der spanischen politischen Verhältnisse geeignete spanische Persönlichkeit zu finden, sei leider erheblich schwieriger. Denn die Probleme lägen ja nicht so sehr auf militärischem als vielmehr auf innerpolitischem Gebiet. Voran sei die Ernährungsfrage zu lösen, was bei der fast sprichwörtlichen Faulheit eines Großteils der Bevölkerung außerordentlich schwierig sei.

Rommel bei den primitiven Völkern Nordafrikas und des Vorderen Orients zu einem unvorstellbaren Ansehen gelangt sei.

Diese Tatsache zeige, wie gefährlich es sei, einen maßgeblichen Mann des Gegners so herauszustellen, wie es Churchill im Falle Rommels getan habe. Ein Name gewinne auf diese Weise plötzlich eine Bedeutung, die dem Wert mehrerer Divisionen gleichkomme. Man stelle sich nur einmal vor, wir würden den russischen Marschall Timoschenko immer und immer wieder herausstellen, zum Schluß würden selbst unsere Soldaten von seiner ganz besonderen Tüchtigkeit überzeugt sein. Wie wirke da ein Name erst bei primitiveren Völkern! Die Bemerkung unseres in englische Kriegsgefangenschaft geratenen Generals Crüwell auf die Frage, wie ihm Shepherds Touristenluxushotel in Alexandria gefalle: „Es sei ein prachtvolles Hauptquartier für Rommel!“ – habe alle Islamvölker bis nach Ankara hin durchlaufen.

Zur Frage der künftigen Beherrschung Ägyptens übergehend, äußerte der Chef, die Italiener könnten sich unmöglich an diesem Lande desinteressieren. Allein schon ihrer ostafrikanischen Besitzungen Erythräa und Abessinien wegen sei der Suezkanal für sie lebenswichtig. Er könne aber nur so lange von ihnen als gesichert angesehen werden, solange sie in Ägypten ihre Garnisonen hätten. Wenn die Italiener sich politisch und militärisch in Ägypten halten wollten, müßten sie sich davor hüten, der Bevölkerung aus irgendwelchen Minderwertigkeitskomplexen heraus kleinlich entgegenzutreten. Sie müßten sich insoweit die Engländer zum Vorbild nehmen, die sich auf Grund ihrer jahrhundertelangen Kolonialerfahrungen ein Herrenaufreten angeeignet hätten, das die maßgebenden Einheimischen vergessen mache, daß sie unter fremder Herrschaft arbeiten.

Die Italiener müßten sich ferner hüten, sich in all und jedem den Gewohnheiten des Landes anpassen zu wollen. Rommel könne in dieser Hinsicht ihr Vorbild sein. Er sei während des ganzen Feldzuges auch nicht auf einem Kamel herumgehockt, sondern im Panzer durch die Gegend gefahren, wohl wissend, daß er auf dem Kamel doch nicht so reiten könne wie die Einheimischen, bei einer Fahrt im Panzer ihnen aber erheblich imponiere.

Deutsche Herrschaftsformen in Rußland

Auch Deutschland müsse sich für unsere neuerworbenen Ostgebiete merken, daß es nicht darauf ankomme, die unterworfenen Bevölkerung jeden Tag zu striegeln und etwa gar zur deutschen Sauberkeit erziehen zu wollen. Ob sie sich selbst, ihre Häuser usw. täglich mit der Wurzelbürste reinigten, könne uns ganz gleich sein. Denn unsere Aufgabe sei es nicht, das

Aufsichtsorgan ihres täglichen Lebens zu spielen, sondern ausschließlich unsere Interessen sicherzustellen.

Zu diesem Zweck müsse man das Leben der Deutschen in den zu kolonisierenden Ostgebieten von dem der einheimischen Bevölkerung soweit als irgend möglich scheiden. In die Gasthäuser der Einheimischen, in denen diese in der Gegend herumspuckten, dürften wir Deutsche nicht hineingehen lassen. Für die Deutschen seien eigene Gasthäuser einzurichten, in die die einheimische Bevölkerung keinen Zutritt habe. Dann könne uns deren Spuckerei völlig egal sein.

Indem wir die Einheimischen ganz für sich ließen, stießen wir sie bezüglich ihrer Lebensgewohnheiten nicht unnötig vor den Kopf und schafften uns die besten Voraussetzungen dafür, eigene und geschlossene deutsche Siedlungszentren aufzubauen.

Auch einer Vermischung der Deutschen mit der einheimischen Bevölkerung träten wir am leichtesten entgegen, wenn wir verhinderten, daß sie sich unsere Lebensart aneigne und gleich wie ein Teil von uns ausschaue.

Hitler kam sodann wieder auf die Zukunftsprobleme Ägyptens. Nachdem die Italiener bisher mit den Mohammedanern äußerst geschickt verfahren wären, wolle man hoffen, daß sie sich auch durch die Ausübung der Oberherrschaft über Ägypten diese Resonanz nicht verscherten und sich in allen möglichen Alltagskram verlören.

Die vordringlichsten Aufgaben in Ägypten: Bewässerung und Straßenbau, würden die bienenfleißigen Kolonialitaliener unter der Leitung des Duce sicher wunderbar erledigen. Wenn sie 10 Jahre lang Abessinien hätten halten können, würden sie ja als große Straßenbauer auch aus diesem Land ein Kolonialparadies gemacht haben. Bei Ägypten falle das um so leichter, da dieses Land fast zu 100 % autark sei und es ihm – außer Kohle und Eisen – eigentlich an nichts mangle.

Straßen auf Dämmen, eine Notwendigkeit in Rußland

Ebenso wie in Ägypten sei in den von uns besetzten Ostgebieten – wie er nur immer wieder betonen könne – das Allerwichtigste: der Straßenbau. Da man im Winter kaum irgendwelche Straßenpflege betreiben könne, müsse man die Straßen von vornherein so anlegen, daß sie nicht unter Schneeverwehungen zu leiden hätten. Man müsse sie deshalb auf Dämme legen, denn der Schnee halte sich nur im Windschutz. Dämme seien bei den Winterwinden deshalb immer vom Schnee freigefegt. Das Fundament dieser Dämme müsse allerdings mit Rücksicht auf die Schlammperioden besonders solide ausgeführt werden. Wo man Granit

nur noch die deutsche Wochenschau zu zeigen, da die Tschechen auf diese Weise noch schneller Deutsch lernten als im obligaten Deutschunterricht der Schulen.

Stalin hatte recht mit der Umbringung Marschall Tschatschewskis

Nach dem Abendessen gab er dann anlässlich eines Vorfalles mit einem kriegsgefangenen General Weising, daß der letzte deutsche Soldat einem kriegsgefangenen Ausländer – auch wenn er General sei – vorzugehen habe.

Zur Entwicklung der Verhältnisse in den UdSSR – insbesondere Stalins großem Aufräumen in der Generalität – bemerkte Hitler: es sei durchaus unklar, ob die Gegensätzlichkeiten zwischen Stalin und Tschatschewski nebst Anhang nicht doch mit der Zeit so stark geworden wäre, daß Stalin von diesem Kreis seine Umbringung habe befürchten müssen.

Die Welten Stalins und des früheren zaristischen Offiziers Tschatschewski seien zu weit auseinandergeklafft. Der geniale Stalin sei sich bewußt, daß er mit seinen Weltrevolutionsplänen und seinem beabsichtigten Überfall auf Mittel- und Westeuropa der Nutznießer der Tatsache werden könne, daß die Umstellung des Christlichen vom Metaphysischen aufs Materielle zu Ende des 19. bzw. zu Anfang des 20. Jahrhunderts nicht gelungen sei.

Wenn man das bedenke, gehe einem erst die ungeheure Gefahr auf, in die Europa ohne sein Zuschlagen geraten wäre. Denn hinter Stalin stehe die jüdische Parole der Diktatur des Proletariats, und sie fordere nichts anderes als die Beseitigung der bestehenden Herrschaftssysteme durch das Proletariat und sodann die Aufrichtung der Herrschaft einer jüdisch verfilzten Minorität, da das Proletariat selbst zur Führung nicht befähigt sei.

Bei einem Sieg Stalins hätten wir also den Kommunismus übelster Form, für den Vorfälle des spanischen Bürgerkrieges genügend Beispiele geliefert hätten, in allen Ländern Mittel- und Westeuropas erhalten. Wenn dieser Krieg zu Ende sei, könne Europa erleichtert aufatmen. Denn – da er mit Beendigung dieses Krieges auch den letzten Juden aus Europa herausgeworfen haben werde – wäre dann die kommunistische Gefahr aus dem Osten mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

22. VII. 1942 abends

Stalin ein Genie

Nach dem Abendessen ging Hitler in der Unterhaltung von der Feststellung aus, daß die Sowjets für uns unerhört gefährlich geworden wären, wenn es ihnen gelungen wäre, mit ihrer KPD-Parole „nie wieder Krieg“ den soldatischen Geist im deutschen Volke zu untergraben. Denn zur gleichen Zeit, wo sie bei uns mit KPD-Terror, Presse, Streiks – kurzum mit allen Mitteln für die Durchsetzung des Pazifismus gekämpft hätten, hätten sie in Rußland eine ungeheure Rüstung aufgebaut.

Ohne Rücksicht auf die in Deutschland propagierten Humanitätsduseleien hätten sie die menschliche Arbeitskraft dabei in erstaunlicher Weise ausgenutzt und die Sowjetarbeiter durch das Stachanowsystem dazu erzogen, nicht nur schneller zu arbeiten als die Durchschnittsarbeiter in Deutschland und den kapitalistischen Staaten, sondern auch länger.

Wir könnten, je mehr Einblick wir in die Sowjetverhältnisse gewännen, nur froh sein, beizeiten losgeschlagen zu haben. Denn in den nächsten zehn Jahren wären in der UdSSR eine Fülle von Industriezentren entstanden, die nach und nach immer unangreifbarer geworden wären und den Sowjets eine geradezu unvorstellbare Rüstung geschaffen hätten, während Europa zur gleichen Zeit zu einem wehrlosen Objekt der sowjetischen Weltherrschaftspläne herabgesunken wäre.

Über das Stachanowsystem zu lachen, sei ausgesprochen dumm. Die Rüstung der Roten Armee sei der beste Beweis dafür, daß dieses System in der Behandlung der russischen Arbeitermentalität unerhört erfolgreich sei.

Auch vor Stalin müsse man unbedingten Respekt haben. Er sei in seiner Art schon ein genialer Kerl! Seine Vorbilder wie Dschingis Khan usw. kenne er genau; und seine Wirtschaftsplanung sei so umfassend, daß sie wohl nur von unseren Vierjahresplänen übertroffen werde. Es stehe für ihn auch außer jedem Zweifel, daß es in den UdSSR, im Gegensatz zu den kapitalistischen Staaten wie etwa den USA, Arbeitslose nicht gegeben habe. –

Kein Reglementieren der russischen Bevölkerung

Durch die Schilderung seiner Eindrücke von einer Fahrt mit Professor Brandt durch die dem FHQ benachbarten Ukraine kolchosen brachte

Bormann sodann das Gespräch auf die ukrainische Bevölkerung. Er betonte, den Kindern hier in der Ukraine sehe man nicht an, was sie später für flache slawische Gesichtszüge bekämen. Die Kinder seien – wie die meisten Menschen des ostbaltischen Typs – blond und blauäugig, dann seien sie pausbäckig und rund, sie sähen also wirklich nett aus. Demgegenüber seien unsere vorwiegend nordischen Kinder in ihrer Jugend im Aussehen ähnlich wie junge Fohlen ungelent, hätten anscheinend viel zu dünne und zu lange Beine, schmale und eckige Körper und Gesichter! Den Kindern in der Ukraine sehe man also nicht an, wie stark ihre runden Gesichter später verflacht und vergrößert würden. Im übrigen sehe man, wenn man im Lande umherfahre, zwar wenig Männer, aber unglaublich viele Kinder.

Dieser Kinderreichtum könne uns eines Tages sehr zu schaffen machen, denn es sei der Kinderreichtum einer Rasse, die weit härter als unser eigenes Volk erzogen würde. Nirgends sehe man hier einen Menschen mit Brille, die meisten hätten ein völlig einwandfreies Gebiß, seien in einem guten Ernährungszustand und offenbar von der Jugend bis zum Alter kerngesund.

Die harten Verhältnisse, unter denen diese Menschen seit Jahrhunderten lebten, hätten einen natürlichen, äußerst scharfen Ausleseprozeß durchgeführt. Wenn unsereins ein Glas Wasser trinke, das nicht gereinigt sei, dann werde man krank. Diese Menschen lebten in Dreck und Schmutz und tranken ein geradezu unglaubliches Wasser aus ihren Brunnen und Flüssen und blieben dabei kerngesund. Wir müßten Abend für Abend „Atebrin“ essen, um nicht Malaria zu bekommen. Diese Russen oder sogenannten Ukrainer seien gegen Malaria ebenso gefeit wie gegen Fleckfieber, obwohl die Läuse ihre Hausgenossen seien. Wenn dieses Volk sich nun unter einer geregelten deutschen Verwaltung und einer damit viel größeren Sicherheit noch stärker als bisher vermehre, dann liege das nicht nur nicht im deutschen Interesse, sondern im Gegenteil werde uns der volkliche Druck dieser Russen oder sogenannten Ukrainer in gar nicht allzu ferner Zeit wieder gefährlich werden. Wir könnten aber seines Erachtens nur ein Interesse daran haben, daß diese Ukrainer sich nicht so stark vermehrten, denn eines Tages wollten wir ja doch dieses gesamte Land deutsch besiedelt haben.

Hitler meinte dazu, in irgendeiner Abhandlung habe er kürzlich den Vorschlag gefunden, den Vertrieb und den Gebrauch von Abtreibungsmitteln in den besetzten Ostgebieten zu verbieten. Wenn tatsächlich irgendein Idiot versuchen sollte, ein derartiges Verbot in den besetzten Ostgebieten in die Praxis umzusetzen, würde er ihn persönlich zusammenschießen. Man müsse einen schwungvollen Handel mit Verhütungsmitteln in den Ostgebieten nicht nur zulassen, sondern geradezu fördern,

da man an einer übermäßigen Vermehrung der nichtdeutschen Bevölkerung nicht das geringste Interesse haben könne. Aber man müsse ja wohl erst den Juden zu Hilfe holen, um derartige Dinge forciert in Gang zu bringen.

Die Gefahr, daß die einheimische Bevölkerung sich unter deutscher Herrschaft noch stärker als bisher vermehre, halte er für gegeben. Denn es sei bei einer deutschen Führung gar nicht zu vermeiden, daß die gesamten Lebensumstände der Einheimischen viel besser und gesicherter würden. Wir müßten deshalb unter allen Umständen Vorkehrungsmaßnahmen gegen eine Vermehrung der nichtdeutschen Bevölkerung treffen.

Wenn man daher für die nichtdeutsche Bevölkerung in den besetzten Ostgebieten eine Gesundheitsfürsorge nach deutschem Muster einrichten würde, wäre das heller Wahnsinn. Das Impfen und was es sonst an vorbeugenden Gesundheitsmaßnahmen gebe, komme für die nichtdeutsche Bevölkerung keinesfalls in Betracht. Man solle deshalb ruhig den Aberglauben unter ihnen verbreiten lassen, daß das Impfen usw. eine ganz gefährliche Sache sei.

Von außerordentlicher Bedeutung sei ferner, daß man nicht durch irgendwelche Maßnahmen ein Herrenbewußtsein bei der nichtdeutschen Bevölkerung erzeuge. In dieser Hinsicht müsse man besonders vorsichtig sein, denn gerade das Gegenteil von einem solchen Herrenbewußtsein sei eine der notwendigen Voraussetzungen für unsere Arbeit. Aus diesem Grunde dürfe der nichtdeutschen Bevölkerung auch keinesfalls eine höhere Bildung zugestanden werden. Würde man in diesen Fehler verfallen, so würden wir einen kommenden Widerstand gegen unsere Herrschaft selbst züchten. Man müsse ihnen zwar Schulen geben, für die sie bezahlen müßten, wenn sie hineingingen. Man dürfe sie in ihnen aber nicht mehr lernen lassen als höchstens die Bedeutung der Verkehrszeichen. Inhalt des Geographieunterrichts dürfe im großen und ganzen nur sein, daß die Hauptstadt des Reiches Berlin heiße und jeder in seinem Leben einmal in Berlin gewesen sein müsse. Darüber hinaus genüge es vollkommen, wenn die nichtdeutsche Bevölkerung etwas Deutsch lesen und schreiben lerne. Unterricht im Rechnen und dergleichen sei überflüssig.

Auch in punkto Schulwesen der nichtdeutschen Bevölkerung dürfe man nie vergessen, daß man in den besetzten Ostgebieten dieselben Methoden anwenden müsse wie die Engländer in den Kolonien. Der ganze Aufklärungsrummel, der mit dem Erscheinen reichsdeutscher Pfaffen anfangte, sei daher Unsinn. General Jodl habe ganz recht, wenn er ein Plakat beanstande, durch das in ukrainischer Sprache das Betreten eines Bahnkörpers verboten werde.

Wenn er dafür sei, die einheimische Bevölkerung in den Schulen Deutsch lernen zu lassen, so lediglich deshalb, um die sprachlichen Vor-

Im Altreich seien wir heute ja bereits so weit, daß Berlin in jede Bürgermeistereinsatzung im Reich hineinreden wolle. Selbst die Hundezüchtervereine habe man verboten, und er persönlich habe eingreifen müssen, damit das „Organisieren der Hunde“ wieder erlaubt worden sei. Die Reglementierungen im Altreich gingen ja bald so weit, daß sogar für Maikäfervereine von Berlin Satzungen erlassen würden mit Vorschriften über Geschäftsführung, Vermögensverwaltung, Rechnungslegung usw., so daß der Rechnungsführer noch Gefahr laufe, vor den Kadi gezerzt zu werden, wenn er das Vermögen des Vereins in Höhe von sechs bis zehn Reichsmark nicht richtig verwalte. Er wünsche daher, daß für die besetzten Ostgebiete nur die großen Direktiven aus Berlin gegeben würden. Die Entscheidung der laufenden Angelegenheiten habe an Ort und Stelle durch den zuständigen Gebietskommissar zu geschehen.

Einem unnützen Reglementieren in den besetzten Ostgebieten solle weiter in der Weise vorgebeugt werden, daß auch die deutsche Verwaltung in den Ostgebieten so klein wie nur irgend möglich gehalten werde. Dadurch werde der Gebietskommissar dann auch gezwungen, weitgehend mit den einheimischen Gemeindevorstehern zusammenzuarbeiten. Aus dieser Zusammenarbeit dürfe sich aber natürlich keine einheitliche ukrainische Verwaltung bis zum Generalkommissar oder gar bis zum Reichskommissar ergeben.

45

24. VII. 1942 abends

Das Weltjudentum

Beim Abendessen bemerkte Hitler:

In diesem zweiten Weltkrieg als einem Ringen auf Leben und Tod dürfe nie vergessen werden, daß das Weltjudentum nach der Kriegserklärung des Welt-Zionisten-Kongresses und seines Führers Chaim Weizmann (in einer Botschaft an Englands Premier Chamberlain) der unerbittlichste Gegner des Nationalsozialismus, der Feind Nr. 1, sei. Geschäftlich suche es Europa, Europa müsse es aber schon aus Sakroegoismus ablehnen, da das Judentum rassisch härter sei. Nach Beendigung des Krieges werde er sich daher rigoros auf den Standpunkt stellen, daß er Stadt für Stadt zusammenschlage, wenn nicht die Juden herauskämen und nach Madagaskar oder einem sonstigen jüdischen Nationalstaat abwanderten.

Die Beseitigung der Juden aus Wien sei am dringlichsten, da in Wien

am leichtesten gemeckert werde. Auch aus München müßten die letzten eineinhalb Tausend baldmöglichst verschwinden. Er freue sich, daß wenigstens Linz bereits heute schon ganz judenfrei sei. Wenn ihm berichtet werde, daß heute auch Litauen bereits judenfrei dastände, so sei das bezeichnend. Litauen hätte aus eigener Erfahrung gehandelt, es habe die Juden während der kurzen Zeit des Sowjetregimes zur Genüge kennengelernt. Jenen Juden, die nach dem Schlager ihre Wäsche an der Siegfriedlinie hätten aufhängen wollen, werde nach dem Krieg die Frechheit vergehen. Vielleicht werde der englische Soldat, der sein geringes Ansehen ihnen verdanke, selbst dafür Sorge tragen. Denn unter der Decke sei der Antisemitismus bei den Anglo-Amerikanern wesentlich stärker als beim Deutschen, der sich trotz aller negativen Erfahrungen in seiner Gefühlsduselei von der Phrase vom „anständigen Juden“ nicht freimachen könne. Es sei ja auch ausgerechnet ein deutscher Dichter, der den Juden als „Nathan den Weisen“ glorifizierte, während Englands Shakespeare ihn als „Shylock“ für alle Zeiten charakterisierte. Auch Stalin habe Ribbentrop gegenüber keinen Hehl daraus gemacht, daß er nur auf den Augenblick des Heranreifens genügend eigener Intelligenz in der UdSSR warte, um mit dem heute noch von ihm benötigten Judentum als Führungsschicht Schluß zu machen.

Die germanische Legion

Weiter führte Hitler aus: Nach dem Krieg müssen wir die Bemühungen, alle germanischen Elemente in der germanischen Legion zu versammeln, verstärken. Gerade die Erfahrungen, die wir bei der Eroberung Tobruks mit den deutschen Angehörigen der früheren französischen Fremdenlegion gemacht hätten, müßten hier richtungweisend sein.

Es gäbe eben gerade in den germanischen Völkern gewisse Abenteuer- und Landsknechtstypen, denen der Krieg Lebensinhalt sei. Man denke nur, wenn man nach geschichtlichen Beispielen suche, an einen Mann wie Frundsberg, man denke weiter daran, wie die Schweiz in der Französischen Revolution zusammengeschlagen worden wäre, wenn sie nicht ihre Landsknechte gehabt hätte.

Wenn ihm einer sage, daß die Holländer sich nicht für die SS-Divisionen eignen, so könne er nur auf die Spitzweg-Illustration des strumpfstrickenden Soldaten der süddeutschen Staaten hinweisen. Wie hätten 20 Jahre Erziehung das Gesicht dieses Soldaten verändert! Ein Volk wie das holländische, das noch zur Durchführung eines ostasiatischen Flugdienstes imstande gewesen sei und tüchtige Seefahrer habe stellen können, sei auch in seinen besten Elementen wieder für den soldatischen Geist zu gewinnen.

Man dürfe nur nicht den Glauben an den gesunden Kern des Volkes verlieren, dann sei es nicht schlecht bestellt.

Deutsche Führungsschicht

Wie habe es ihn erschüttert, als ein Wirtschaftler von Format wie Kirdorf ihm zwar jede Unterstützung für die Bewegung zugesagt, ihm aber gleichzeitig erklärt habe: Eines dürfe er nicht von ihm verlangen, daß er an das Gelingen des Kampfes glauben solle. Ein Volk, das einen Kaiser wie Wilhelm II. ertragen habe, sei seiner Ansicht nach in seiner Führungsschicht zu faul, um eine Wiedergeburt erleben zu können.

Daß Kirdorf unser Volk in seinem Pessimismus zu ungünstig gesehen habe, zeige die Tatsache, daß die früheren Monarchen und die Angehörigen der früheren Herrscherhäuser schon zu ihren Lebzeiten bei uns vergessen seien. Wer kümmere sich noch z. B. um Rupprecht von Bayern. Wie wenig Vernunft gehöre aber auch zum Königein und wie schmal sei der Pfad zwischen Thron und Irrenanstalt! Schwierig sei nur der Fall Belgien.

Der belgische König

Wenn es gelingen sollte, den belgischen König mit einer Jahrespension von etwa einer halben Million abzuschieben und ihm mit Hilfe dieser verfeinerten Klostermethode in der politischen Versenkung verschwinden zu lassen, würde er das nur begrüßen. Den ihm als Verbindungsoffizier zugeteilten deutschen Oberst habe er ja bereits mit allen möglichen Mätzchen derart „eingeseift“, daß es nur noch fehle, daß er ihn durch Anhängen seines Hausordens zum Hanswurst stempelte. Welches Selbstbewußtsein würde doch in solch einer Lage ein englischer Oberst gezeigt haben, man denke nur an den Kerkermeister Napoleons!

Mussolini und der italienische Königshof

Aber nicht nur auf den Thronen, sondern ebenso bei den sogenannten oberen Zehntausend gäben sich Dummheit und Stolz ein Stelldichein. Wie oft schon habe er den Duce gewissen Gesellschaftskreisen gegenüber dahin verteidigen müssen, daß ohne ihn Italien heute kommunistisch sei. Und wie oft schon hätten dieselben Gesellschaftskreise ihn für einen toten oder überwundenen Mann erklärt!

Gerade was den Duce angehe, so habe Reichsleiter Bormann ganz recht, wenn er an Hand seines Bildmaterials von einer ungeheuren Popularität dieses Mannes spreche. Bei seiner Anwesenheit in Italien habe

die schnelle Durchführung des Westfeldzuges erschüttert und durch den Blitzfeldzug gegen Jugoslawien endgültig verdorben worden. Deshalb hätten sie sich da plötzlich auch demaskiert und – während Stalin den Militärgehilfen unseres Botschafters mit den Worten: „Wir bleiben ewig Freunde“ umarmt habe – ihre gegen uns gerichteten sowjetisch-englischen Verhandlungen mit Mr. Cripps zum Abschluß gebracht.

Wenn Churchill ein Schakal sei, so sei Stalin ein Tiger.

Wenn wir die Nutznießer des politischen Spiels der Sowjets seien und durch Eroberung weiter Gebiete im Osten fast alle für den Bestand eines Volkes notwendigen Rohstoffe erhielten, so könne uns das nur recht sein. Nur Nickel werde uns später noch fehlen, was er um so mehr bedauere, als Nickel für die Herstellung hochwertigen Stahls unbedingt unersetzbar sei. Es sei daher notwendig, uns im Frieden in Form von Nickelmünzen eine starke Nickelreserve zuzulegen.

Bei der Neugestaltung des Reichs müßten wir eins uns immer vor Augen halten: wesentlich sei, daß der Staat groß genug sei, um stark zu sein. Das sehe man in diesem Kriege wieder bei den Schwierigkeiten Italiens, dem die Kohle fehle, und Englands, dessen Existenz durch die Schiffsversenkungen gefährdet werde.

49

31. VII. 1942 mittags

Englands Bevölkerungsmehrheit für Beendigung des Krieges?

Er kam dann auf die Verhältnisse in England zu sprechen und führte aus: Wenn heute einer käme und den Mut hätte, in England zu sagen, wir wollen jetzt ohne wesentliche Verluste Frieden schließen, würde er bestimmt sofort 80% der Bevölkerung hinter sich haben. Allein schon der Haß gegen die USA-Amerikaner, der durch das Schicken von Negerbrigaden nur neuen Stoff erhalten habe, lasse dem Großteil der englischen Bevölkerung den Kriegsschluß sympathisch erscheinen. Den verständigen Elementen Englands dürfte es auch klar sein, daß es sich bei dem Rooseveltregime in den USA um eine einwandfrei jüdische Organisation handle, in der die Negerbrigaden nichts anderes als GPU-Truppen seien.

Wenn man den Krieg in seiner Bedeutung für England unter diesem Blickwinkel betrachte, so sei er mit der Führung der früheren englischen Kriege überhaupt nicht vergleichbar.

Früher sei ein Krieg für die Engländer lediglich die interessante Unter-

und sie nicht transportieren, Waffen haben und sie nicht hinbringen können. Wehe der Eisenbahn, wenn sie das das nächstemal nicht anders macht!

Es ist doch besser, wenn statt Goebbels ich selber am 30. spreche. Es kommt darauf an, die Mitte zu halten in der Aufmunterung zwischen dem Nüchternen und der Phrase. Goebbels hat in einem Aufruf die Front gemahnt, hart und gelassen zu bleiben. Ich hätte das nicht gesagt. Der Soldat ist in dieser Lage nicht gelassen, sondern entschlossen. Das versteht nur der, der das selber mitgemacht hat.

52

20. I. 1942 mittags

Offiziersauslese

Neben unerhört Gutem war in der alten deutschen Armee unerhört viel Veraltetes. Daraus [aus dem Widerspruch dagegen] ist die Sozialdemokratie geboren worden, was nie geschehen wäre, wenn nicht Heer und Marine alles getan hätten, um den Arbeiter dem Volk zu entfremden. Er konnte [in der Armee] nichts werden. Eine Einrichtung, die sich verheerend auswirken mußte, war die Institution des Feldwebel-Leutnants und des Offizier-Stellvertreters.

Jedes Regiment hat einige Offiziere, auf die man setzt. Wieviele von jenen haben zu diesen gehört! Aber der Weg [nach oben] war ihnen verbaut. Umgekehrt: jeder Lehrer konnte automatisch Offizier werden, und wieviele von ihnen haben dann absolut versagt!

Wenn einer sich bewährt hat, weiß man, er ist führungsfähig. Und man muß ihm den Rang geben, der mit der Führung des von ihm geleiteten Verbandes verbunden ist. Nur ein Hauptmann soll auf die Dauer eine Kompanie führen. Das ist man schon seiner Autorität schuldig. Es ist vorgekommen, daß Offizier-Stellvertreter zwei Jahre lang eine Kompanie geführt haben oder ein Oberleutnant ein Bataillon. Das aber verdient die Truppe, daß man ihrem Führer den Rang gibt, den er sich verdient hat. Das gleiche gilt für die Regimentsführung. Es darf nicht aus rein formaler Einstellung da ein Major führen, wo dort ein Oberst führt.

Im Frieden kommt man zwangsläufig wieder zu einer bestimmten Ordnung. Skeptisch bin ich gegen alle nach der pädagogischen Seite tätigen Offiziere. Es ist noch die Frage, ob sie im entscheidenden Augenblick entsprechend handeln.

25. III. 1942 mittags

Rüstungs-Verschuldung

Auf Grund einer Rücksprache mit Hitler gibt Bormann mir (H.P.) folgenden Vermerk zur Weiterleitung.

Führerhauptquartier, 25. 3. 1942
Bo.-Kü.

Zu dem heute eingegangenen Schreiben des Staatssekretärs Reinhardt über die niedrig zu haltenden Preise in den besetzten Ostgebieten sei folgendes bemerkt:

Seit Wiedereinführung der Wehrpflicht hat unsere ungeheure Rüstung bisher völlig ungedeckte Beträge verschlungen. Es gibt nun lediglich zwei Wege: Entweder wird diese Steuerschuld doch im Laufe der Zeit auf die deutschen Volksgenossen im Reich abgewälzt, oder aber sie wird aus den möglichen Gewinnen der besetzten Ostgebiete bezahlt. Das Letztere müßte selbstverständlich sein. Der Führer ist daher auch der Auffassung, die Preise und Löhne müßten in den besetzten Ostgebieten unbedingt festgehalten werden, selbstverständlich damit auch der Lebensstandard der Bewohner in den besetzten Ostgebieten. Die Gewinne aus den Preisunterschieden zwischen Ostgebieten und Reichsgebieten müßten ausschließlich dem Reich zufließen.

Der Führer betonte ferner, auch die Monopole und damit die Monopolgewinne müßte das Reich in der Hand behalten. Unverständlicherweise sei bereits daran gedacht worden, Herrn Reemtsma das Tabakmonopol in den besetzten Ostgebieten zu überlassen. Der Führer hat das rundweg verboten und betont, das Tabakmonopol könne von vornherein nur für das Reich selbst in Frage kommen. Auch im Reich müßte übrigens, wie der Führer schon lange gefordert hat, baldigst die Tabakmonopolwirtschaft kommen!

Aus gleichen Gründen müßte drüben auch der größte Teil des landwirtschaftlichen Besitzes wie bisher Staatsbesitz bleiben, damit auch die Gewinne aus den landwirtschaftlichen Erträgen dieses riesigen Staatsbesitzes ausschließlich dem Staate zugute kämen und zur Deckung der Kriegsschulden verwandt werden können. Ganz abgesehen davon würden die notwendigen Überschüsse an landwirtschaftlichen Produkten lediglich aus dem Großgrundbesitz erzielt.

gez. Bormann

12. IV. 1942 mittags

Wie Wallenstein: Alles auf eine Karte

Hitler erzählte beim Mittagessen vom Bau des Olympischen Stadions. Wie die olympischen Spiele in Deutschland hätten abgehalten werden sollen, seien ihm vom Reichsinnenministerium zwei Projekte für den Ausbau eines Berliner Stadions vorgelegt worden, von denen das eine 1,1 Millionen und das andere 1,4 Millionen gekostet habe. Keinem der Sachbearbeiter sei also aufgegangen, daß es sich bei der Durchführung der Olympischen Spiele um eine einmalige Möglichkeit für uns handelte, Devisen zu bekommen und unser Auslandsansetzen zu erhöhen. Noch heute müsse er über die sprachlosen Gesichter lächeln, als er den Männern verkündet habe, er setze für den Entwurf eines neuen Olympiastadions als erste Zahlung 28 Millionen aus. Das Stadion habe dann insgesamt 77 Millionen gekostet und uns eine halbe Milliarde Devisen eingebracht.

Gerade dieses Beispiel zeige, daß wir Deutsche lernen müßten, uns von Halbheiten freizumachen und stets an dem größtmöglichen Erfolg orientierte ganze Lösungen zu suchen. Wallenstein habe recht gehabt, als er die aufgegebene Bildung eines Heeres von 5000 Mann mit der Bemerkung abgelehnt habe, er könne nur ein Heer von 50 000 Mann aufstellen. Es sei heller Wahnsinn, nur einen einzigen Pfennig für ein Heer auszugeben, das nicht stark genug sei, gegebenenfalls auch zu kämpfen und zu siegen.

Gerade für die Führung eines Krieges sei es entscheidend, daß man bereits die Friedensrüstung ausschließlich auf die erforderlichen Kriegseleistungen und den anzustrebenden militärischen Erfolg abstelle. Das habe leider ein Mann wie Schacht verkannt und ihm, Hitler, seine Aufrüstungsarbeit dadurch außerordentlich erschwert. Schacht sei immer wieder zu ihm gekommen mit der Behauptung, daß sich aus der deutschen Wirtschaft höchstens Beträge von jährlich eineinhalb Milliarden für Aufrüstungszwecke herausziehen ließen, wenn die Wirtschaft nicht zusammenbrechen solle.

Heute, nachdem man der Wirtschaft das Hundertfache entzogen habe, arbeite sie nach wie vor auf Hochtourenzahl.

Gerade bei diesem Krieg müsse man sich immer wieder vor Augen halten, daß bei einem Verlust sowieso alles im Buddel sei. Wir müßten deshalb alle unsere Bemühungen rücksichtslos an die Parole „Sieg“ setzen. Wenn wir siegten, spielten die für Wehrmachtzwecke ausgege-

benen Milliarden überhaupt keine Rolle. Denn sie würden allein schon durch die Erzvorräte abgegolten, die im russischen Raum im letzten Jahr in unsere Hand gefallen seien.

62

13. IV. 1942 abends

Entwicklung der Flugzeugmotoren und Volkswagen

Beim Abendessen nahm Hitler kurz zum Problem Flugzeugbau Stellung. Hitler betonte, daß unsere Jäger im Zellenbau den englischen überlegen, im Motorenbau aber unterlegen seien. Da wir jetzt in der Ukraine in Mariopol Manganerze in ausreichender Menge hätten, müsse sich unsere Motoren-Stahllegierung so verbessern lassen, daß sie der englischen gleichwertig werde.

Es sei aber Unsinn, nur den englischen 1800-PS-Motor nachzukonstruieren. Man solle vielmehr von vornherein einen 3000-PS-Motor schaffen und diesen in Jahresfrist über die bei jeder Motorenkonstruktion unausbleiblichen Kinderkrankheiten hinwegzubringen suchen. Der große Sprung lohne sich und erspare die umfangreichen Konstruktionsarbeiten an vier oder fünf Zwischenstufen beim langsamen Hochpäppeln von 1400 auf 1800 PS usw. bis zu 3000 PS.

Selbstverständlich brauche bei einem solchen Sprung die Konstruktion des Motors Zeit. Auch die Entwicklung des Volkswagens habe ja vier Jahre gebraucht, sei durch Versuchsfahrten über 40 000, ja 80 000 km non stop unter ständiger Erprobung der Leistungen auch bei Überbeanspruchung überprüft worden, und man werde nach Verwertung der Kriegserfahrungen mit diesem Fahrzeug dem deutschen Volk ein Automobil bescheren, das unübertreffbar sei.

63

19. IV. 1942 abends

Irrenhaus oder Erschießung für Heß

Schulze, Gabriel und Lorenz erzählten bei Tisch, Hitler sei heute noch verärgert, daß man ihm über die von Heß vor seinem Englandflug vorgenommenen Versuchsflüge nichts berichtet habe. Heß' Rückkehr nach

von internationalem Rang auf den Posten des Reichsbankpräsidenten zu setzen. Diese Persönlichkeit sei Schacht gewesen.

Schacht habe erkannt, daß ohne Milliardenbeträge jeder Versuch einer deutschen Aufrüstung lächerlich sei. Er habe deshalb auch bei Summen bis zu acht Milliarden mitgezogen, selbst wenn bei Nennung dieser Zahlen dem Reichsfinanzminister Schwerin-Krosigk Bedenken gekommen wären. Leider sei der damalige Generaloberst Blomberg dann aber so unklug gewesen, herauszuschwätzen, daß man für die erste Stufe der Aufrüstung über die acht Milliarden hinaus noch weitere zwölf Milliarden benötige. Er habe Blomberg über diese Geschwätzigkeit Vorwürfe gemacht. Wo es sich bei den Finanzsachverständigen ja doch letzten Endes um Spitzbuben handele, habe ja nicht die geringste Veranlassung bestanden, in den Angaben ihnen gegenüber restlos aufrichtig zu sein. Im Gegenteil hätte man ihnen die Beschaffung weiterer Milliarden nur erleichtert, wenn man sie jeweils lediglich um Teilbeträge angegangen hätte. Denn sie hätten sich dann vor sich selbst und – für den Fall, daß es schief gegangen wäre – vor der Öffentlichkeit damit herausreden können, daß sie belogen worden seien.

Für die Persönlichkeit Schachts sei bezeichnend, daß er von den acht Milliarden eine halbe Milliarde von vornherein als Zins einbehalten hätte. Er sei ein unerhört intelligenter Mensch im „Beschupsen“. Aber eben wegen seiner Großartigkeit im „Beschwindeln“ anderer Leute sei er seinerzeit nicht zu entbehren gewesen. Vor jeder Konferenz der internationalen Bank in Basel habe sich die halbe Bankwelt erkundigt, ob Schacht an der Tagung teilnehmen werde. Und erst, wenn das festgestanden habe, seien die Bankjuden aus aller Welt angereist gekommen. Dabei hätten gerade die Taschenspielerkunststücke von Schacht gezeigt, daß ein intelligenter Arier auch auf diesem Gebiet dem Juden überlegen sein könne.

Von Schacht stamme der später durchgeführte Plan, die im Ausland gehandelten bzw. als Reparationsleistungen ins Ausland verbrachten deutschen Aktienwerte zu entwerten, diese Papiere dann durch Mittelsmänner zu einem Kurs von 12 bis 18% im Ausland aufkaufen zu lassen, sie dann der deutschen Industrie zum Pari-Kurs aufzuzwingen und mit den auf diese Weise verdienten 80 und mehr % ein Exportdumping durchzuführen, das uns mehr als $\frac{3}{4}$ Milliarde Devisen eingebracht habe.

Er rechne es Schacht hoch an, daß er über die Schaffung dieses Devisenfonds gegenüber jedermann geschwiegen habe¹. Denn es seien ver-

*von 200
1000
ver.*

¹ Zu diesen Behauptungen stellt Dr. Hjalmar Schacht, dem sie vorgelegt wurden, brieflich folgendes fest: 1) in der Unterhaltung im März 1933, die zu seiner Berufung als Reichsbankpräsident führte, sei von Milliardenbeschaffung für die Aufrüstung überhaupt keine Rede gewesen, sondern nur für Beseitigung der Arbeitslosigkeit. Auf Hitlers Frage, wieviel Geld hierfür zur Verfügung ge-

In 14-Stunden-Schichten habe die Rüstungsarbeiterschaft die Panzerabwehrkanonen usw. für die Front hergestellt, bevor die von ihm gesetzten Fristen abgelaufen gewesen seien.

In der Landwirtschaft zeige sich eine ähnliche Einsatzbereitschaft. Er werde deshalb aus der Ukraine die letzte Kuh wegholen, bevor die Heimat hungern müsse. Gerade aus diesen Erwägungen messe er dem Transportproblem in der Ukraine eine so besondere Bedeutung bei.

70

11. V. 1942 abends

Wie Kriege entstehen

Hitler kam darauf zu sprechen, daß die verschiedensten Dinge zum Kriege führen könnten. So sei es durchaus denkbar, daß wir in 100 Jahren Krieg gegen Italien und Nordafrika führen müßten, wenn das Aufforstungsprogramm des Duce – das in der ersten Etappe allein schon die Anpflanzung von 35 Millionen Bäumen vorsehe – durchgeführt werde.

Eine derartige Aufforstung Italiens und Nordafrikas habe unweigerlich erhebliche klimatische Veränderungen für uns zur Folge. Denn Italien sei dann nicht mehr die Röst-Platte, die ihre Sonnenwärme an uns abgebe und uns dadurch warme Regen beschere. Es entstehe dann für uns vielmehr die Gefahr, wieder ein regenreiches nebliges Klima zu erhalten, wie es heute Rußland habe.

Erholung vom Dreißigjährigen Krieg

Ferner erwähnte Hitler als Indiz für die rassische Stärke unseres Volkes, daß die Bevölkerung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges von achtzehneinhalb Millionen auf dreieinhalb Millionen zusammengeschrumpft sei. Trotzdem zähle das deutsche Volk heute an die 80 Millionen Menschen.

71

12. V. 1942 abends

Notwendigkeit einer „Nationalwirtschaft“

An der Abendtafel erläuterte Hitler sodann auf Grund eines Einwurfs: Wir müßten wieder zu einer vernünftigen Nationalwirtschaft kommen,

15. V. 1942 mittags

cf. 19
Das Eiserne Kreuz und andere Orden

Beim Mittagessen kam Hitler auf Probleme der Ordensverleihung zu sprechen. Er ging davon aus, daß jeder deutsche Orden erfahrungsgemäß kaputt gehe, wenn er an Ausländer verliehen werde.

Er sei deshalb mit der Verleihung des Eisernen Kreuzes an Ausländer ganz außerordentlich zurückhaltend. Denn das Eiserne Kreuz – dieser von Schinkel entworfene schönste deutsche Orden – sei eine Auszeichnung, die in der ganzen Welt höchstes militärisches Ansehen genieße und daher durch jede Verleihung, die nicht durch wirklich beachtliche militärische Leistungen gerechtfertigt sei, nur entwertet werden könne.

Selbstverständlich verkenne er nicht, daß die Verleihung von Orden an Ausländer ihren Nutzen haben könne. Denn die Menschen – vor allem die Diplomaten – seien auch im Ausland eitel und könnten daher zu einem Großteil durch die Dekoration mit einem eindrucksvollen deutschen Orden zu einer mehr oder minder pro-deutschen Haltung veranlaßt werden. Er habe deshalb, um nicht unsere deutschen Orden, die zum Teil nur unter höchstem Lebens Einsatz erworben werden könnten, durch Verleihung an Ausländer billig werden zu lassen, einen Sonderorden für Ausländer geschaffen.

Er habe das um so leichteren Herzens getan, als die Herstellung dieses Ordens weniger koste als die eines silbernen oder goldenen Zigarettenetuis, wie das Reich sie früher an Ausländer verschenkt habe. Man laufe bei diesen Orden, von denen eine Prachtausgabe schon für einige 20 M zu haben sei, auch keine Gefahr, daß der Nutzen, der bei seiner Verleihung herausspringe, geringer sei als die Unkosten, selbst wenn er lediglich auf Grund einer einmaligen oder mehrmaligen Teilnahme an einem Frühstück verliehen werde.

Am schwierigsten sei es ihm gewesen, eine geeignete Anerkennung für ganz hervorragende, geradezu einmalige Verdienste eines Menschen um das deutsche Reich zu finden. Bei allem Überlegen sei er aber auf keine andere Lösung gekommen, als auch hier wieder durch einen Orden die Dankbarkeit der Nation zum Ausdruck zu bringen. Er habe aber von vornherein festgelegt, daß dieser Orden unter gar keinen Umständen einem Ausländer zugänglich sein dürfe.

Akut sei dieses Problem durch den Tod Minister Todts geworden, habe sich Todt doch nicht nur einmalige militärische Verdienste erworben – man denke nur an die unzähligen Menschenleben, die sein

Die Tschechei habe tatsächlich über ein sauberes und wohl assortiertes Lager an Waffen, Pulver und Munition verfügt, während Österreichs Rüstung lächerlich gewesen sei. Er werde nie vergessen, wie Schuschnigg zusammengerutscht sei, als er ihm erklärt habe, er solle die Sperren an unserer Grenze beseitigen, sonst werde er ein paar Pionierbataillone schicken und den Mist wieder wegräumen.

Dann erzählte Hitler, daß eine Division der Sowjets auf der Halbinsel Kertsch sich besonders wacker schlage, ja bis zum Sterben kämpfe. Offenbar handle es sich bei ihr um eine sogenannte Weltanschauungsdivision. Man könne froh sein, daß diese Divisionen nicht allzu dicht gesät seien, d. h. daß es Stalin nicht gelungen sei, die kommunistische Anschauung der gesamten roten Armee einzuimpfen.

Keitel meinte, dazu sei das Gros der russischen Menschen heute wohl noch zu stumpf. Aber Stalin wolle ja – wie die Gefangenenernehmung seines Sohnes und seines Sekretärs ergeben habe – nach seinen eigenen Erklärungen deutsche Intelligenz zur Höherentwicklung seines russischen Menschentums, da Europa und Asien dann zur unangreifbaren Bastion des Bolschewismus werde und seine Weltrevolution damit die Absprungbasis zum Siege erhalte.

76

27. V. 1942 mittags

Eisenbahn-Erschließung Rußlands

Nach Rückkehr von einer Reise erfuhr ich, daß sich Hitler am Sonntag mit den Reichsministern Speer und Dorpmüller über die künftigen Strecken nach Moskau, Charkow und nach der Türkei unterhalten hat, die eine Spurweite von vier Meter erhalten und im Altreich in Berlin – mit Abzweigern nach München und nach dem Ruhrgebiet – zusammenlaufen sollen. Die auf diesen Strecken einzusetzenden Personenzüge sollen auf beiden Seiten Sitzabteile erhalten, die durch einen Mittelgang von einem Meter getrennt werden. Die Güterzüge sollen so eingerichtet werden, daß ihr Oberkörper durch Hebekräne abgehoben und auf einen Unterkörper der Normalspur aufgesetzt werden kann.

den im Fronteinsatz stehenden Berliner Parteigenossen gefallen sei im Vergleich zu den an der Front stehenden Nichtparteiengenossen¹.

78

2. VI. 1942 abends

Theorien zur Bemäntelung von Mißerfolgen

Am Abend kam Hitler auf die russischen Presseveröffentlichungen zur Schlacht von Charkow und darüber hinaus zur Winteroffensive zu sprechen. Die Russen suchten jetzt ihre Mißerfolge durch Theorien zu decken, so wie jeder, dem etwas mißlungen sei, dumme Theorien zur Bemäntelung erfinde. Er erinnere nur an die von uns im Weltkrieg nach der Schlacht bei Verdun vertretene Abnutzungstheorie. Solche Redensarten seien immer ein Beweis dafür, daß man nicht den Mut aufgebracht habe, ein nicht mehr Erfolg versprechendes Verfahren sofort abzubrechen.

Binnenwirtschaft und Kriegführung

Die Sowjets schadenen sich außerordentlich damit, daß sie ihre Binnenwirtschaft und die Ernährung ihrer Bevölkerung zugunsten der Armee in Unordnung brächten. Man könne nicht sagen: ich Sorge für die Armee und lasse die Verhältnisse im Binnenland außer acht. Denn dann fressen die Zustände im Binnenland die Armee an.

¹ Bei diesen Wochenschauvorführungen sehen wir bisweilen auch ausländische Bildstreifen. So z. B. die russische Wochenschau vom sowjetischen Sieg über unsere Truppen vor Moskau im Dezember vorigen Jahres (1941).

Eingeleitet von dem Glockengeläut aller Moskauer Kirchen, dem Feuerwerk der sowjetischen Flak gegen unsere Fliegerangriffe, der geheimnisvollen Silhouette des Kreml, der Wirkungsstätte des von Hitler offen als Genie bewunderten Stalin, dem Gang der orthodoxen Priester von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, um in vollem Ornat und mit erhobenem Kreuzifix Mann und Frau, jung und alt, zum letzten äußersten Einsatz für die heilige russische Erde aufzubieten. Dann die Formierung der roten Truppen, insbesondere ihrer Kavallerie, die Auswirkungen des ungewöhnlichen Kälteeinbruchs, der in dieser Stärke seit mehr als 100 Jahren unbekannt war und alle zum Anlegen wattierte Kleidung und eines aus Filz gefertigten Schuhwerks zwang. Dann die ersten, später die Scharen deutscher Kriegsgefangener ohne Mäntel, ohne Handschuhe, ohne winterfeste Kleidung, auf dem Boden tanzend vor Kälte, ab und an die Ohren und Nasen reibend mit den sonst zutiefst in den Hosentaschen versenkten Händen; hungrig, einem ungewissen Schicksal entgegen sehend! Und trotzdem nicht ein einziges ängstliches Gesicht dabei: unbekannte Helden! Schließlich kamen die endlosen Mengen vereister deutscher Panzer, Tanks, Lastkraftwagen, Geschütze: alle liegengelassen, weil nicht beizeiten winterfester Treibstoff und Winterkleidung von der obersten Heeresleitung nach vorn geschafft worden waren. (H. P.)

Übertragen auf unsere Rüstungsproduktion müßten wir das richtige Verhältnis zwischen der Arbeitsleistung, die wir vom Arbeiter erwarten, und seiner eingeschränkten Ernährung finden. Er stehe da auf dem Standpunkt, daß es besser sei, der Arbeiter arbeite statt 14 nur 8 Stunden und ruhe sich die übrige Zeit aus und wir besetzten unsere Rüstungsbetriebe unter Zuhilfenahme der Kriegsgefangenen, die wir ja sowieso ernähren müßten, mit drei Schichten.

Formgebung und Antrieb unseres Schiffbaus überlebt?

Nach dem Abendessen kam Hitler in lebhafter Debatte mit Admiral Krancke auf die Grundprinzipien beim Bau von Verkehrsmitteln zu sprechen.

Ausgehend von der Feststellung, daß die Natur alles vorgemacht habe und es deshalb stets das Richtige sei, der Natur ihre Gesetze abzusehen, wies er zunächst auf die Vorwärtsbewegung des Fahrrades hin und verglich sie mit der des Fußgängers. Man brauche sich beim Fahrrad nur einmal Bereifung und Felgen wegzudenken und auf die Speichen zu achten, so habe man dieselbe Art des Vorwärtstretens wie beim Menschen.

Auch für die Luftfahrt gelte der Grundsatz, daß richtig nur das sei, was den Vorgängen in der Natur entspreche. Eine total verrückte Konstruktion sei deshalb der Zeppelin. Daß das Prinzip, auf das seine Konstruktion sich gründe, das Prinzip des „leichter als Luft“ falsch sei, beweise allein schon die Tatsache, daß die Natur keinen einzigen Vogel mit einer Blase ausgestattet habe, wie wir sie wohl bei Fischen kennen. Er lehne es deshalb für seine Person ab, jemals im Zeppelin zu fliegen, obwohl er doch in Flugzeugen selbst vor den schwierigsten Gewitter- und Sturmflügen nicht zurückschrecke.

Zum Schiffsbau übergehend, meinte Hitler, wenn die Natur die heutige Schiffsform als richtig akzeptiert hätte, hätte sie den Fischen zur Vorwärtsbewegung eine Treibrudervorrichtung am Körperende gegeben und nicht die Flossen an der Seite. Sie hätte die Fische auch vorn spitz gemacht, anstatt ihnen einen Kopf von mehr oder weniger ausgeprägter Tropfenform zu geben. Es sei deshalb eines der zweifelhaftesten Verdienste der christlichen Seefahrt, daß sie beim Bau der auch für unsere heutigen Schiffstypen noch vorbildlichen Schiffe der Nelson-Klasse von der Fischform abgegangen sei und die These des „vorne spitz und hinten breit“ in die Praxis umgesetzt habe. Gerade beim Schiffsbau habe es so nahe gelegen, die Form des fallenden Tropfens als die natürlichste nachzuzahlen und durch eine ähnliche Verdichtung des Schiffsbugs den Druck vorne gegenüber einem spitzen Bug um soundsoviel Prozent zu vermindern.

Wie Admiral Krancke Hitler berichtete, haben die britischen Tonnageverluste nunmehr den Punkt erreicht, wo die Engländer unter Einfuhrmangel zu leiden beginnen und die Lebensmittelrationen heruntersetzen müssen. Statt der elf Millionen für die britische Einfuhr erforderlicher Tonnage habe England nunmehr nur noch neun Millionen BRT Schiffsraum zur Verfügung.

Hitler bemerkte hierzu, die Rüstungsindustrie der USA werde nicht in dem erforderlichen Maße zum Ausgleich der Schiffsverluste beitragen. Denn nur dadurch, daß er das deutsche Volk mit Hilfe der NS-Bewegung in einen ausgesprochen idealistischen Zustand versetzt habe, sei es ihm gelungen, die bei der Machtübernahme vorhandenen sieben Millionen Arbeitslosen so in den Produktionsprozeß einzugliedern, daß gleichzeitig der Polizei habe der Gummiknüppel genommen werden können.

Die 13 Millionen Erwerbslosen der USA dagegen seien eine Quelle ständiger Schwierigkeiten für die Regierung und ihre Aufrüstungsarbeit, denn diese Erwerbslosen fühlten sich als ein Proletariat, das einen neuen Stand verkörpere.

80

9. VI. 1942 mittags. — Reichskanzlei, Berlin

Deutsche Behörden in Paris

Ankunft in Berlin nach längerem Zugaufenthalt¹. Hitler erwähnte in der Tischunterhaltung die Heranziehung aller in Paris lebenden Deutschen zu Weekend-Übungen der Einwohnerwehr als außerordentlich begrüßenswert. Zahllose Dienststellen, die sich dort überflüssigerweise aufgetan hätten, sähen ihre Aufgaben nunmehr plötzlich als erledigt an.

Er glossierte dann die „Kultur“-Auffassung der amerikanischen sogenannten Kulturfilme, die es zulasse, daß die erste Lady der USA, Frau Roosevelt, als Mannequin auftrete.

¹ Wie ich heute vormittag im Zuge von den Militäradjutanten erfuhr, war die ursprünglich festgelegte Eisenbahnstrecke, nach einer eben eingehenden Meldung, an einer Stelle aufgerissen. Hitler hatte nachts plötzlich Streckenwechsel befohlen; daher der Zugaufenthalt. Offenbar hatte ihn wieder einmal sein „sechster Sinn“ gewarnt und uns alle vor der vorzeitigen Fahrt in den Himmel bewahrt. (H. P.)

renz von ihnen zu befürchten haben. Denn so groß würden sich die Flugzeuge kaum bauen lassen, daß sie statt der Schiffe Kohlen-, Holz- und Eisenladungen transportieren könnten. Das sei ja auch nicht nötig, erwiderte Kapitän Baur. Die Eisenbahn habe der Schifffahrt ja auch den Ziegelsteintransport belassen.

Hitler beendete die Auseinandersetzung mit dem Hinweis, daß man die Dinge entwicklungsmäßig sehen müsse. Ebenso wie der Vogel eine höhere Entwicklungsstufe gegenüber dem fliegenden Fisch und dieser hinwiederum gegenüber dem gewöhnlichen Fisch darstelle, sei auch das Schiff ein Vorstadium des Flugzeugs. Dem Flugzeug aber gehöre die Zukunft.

87

4. VII. 1942 mittags

Keine Landung in Amerika

Als man auf Grund einer Depesche auf amerikanische Verhältnisse zu sprechen kam, meinte Hitler: Die USA betrieben ihre Politik eben mit wirtschaftlichem Druck. Indem sie Brasilien eine Zeitlang keinen Gummi abnähmen, führten sie ihm ihre Bedeutung als Gummikäufer eingehendst zu Gemüte. Wenn das gewirkt habe, erklärten sie sich gegen politische Gegenleistungen bereit, Brasiliens gesamte Gummiernte abzunehmen.

Göring bestätigte das: Daß die USA mit solchen wirtschaftlichen Manövern soweit kommen könnten, liege an der Bevölkerung einiger – bezeichnenderweise deutschfeindlicher – südamerikanischer Staaten. Eigentlich müßte man drüben einmal landen und solch einem „Mistvolk“ die Faust unter die Nase halten.

„Um Gottes willen nicht landen!“ meinte Hitler. Er sei froh über jeden deutschen Soldaten, den er „zurücklanden“ könne.

abends

Schlachtschiffbenennungen

Beim Abendessen bemerkte Hitler, daß man sich immer wieder wundern müsse, wie fortschrittlich schon Männer wie Ulrich v. Hutten und Götz v. Berlichingen in ihren Auffassungen gewesen seien.

Es sei geradezu zu bedauern, daß hinter ihrem Kampf keine starke geschlossene Weltanschauung gestanden habe, die ihnen die nötige geistige

Schwung- und Durchschlagskraft habe verleihen können. Ihrer absolut deutschen Gesinnung wegen hätten sie es aber verdient, daß ihr Andenken im deutschen Volk gepflegt werde. Er habe deshalb auch angeregt, künftig Schlachtschiffe oder sonstige große Kriegsschiffe nach ihnen zu benennen.

Die Benennung eines Schlachtschiffes nach ihm selbst habe er abgelehnt, weil sonst alles Pech, das dieses Schiff mal haben könnte, von abergläubischen Menschen als ungünstiges Omen für seine Tätigkeit gewertet werde. Man stelle sich nur einmal vor, daß ein nach ihm benanntes Schlachtschiff ein halbes Jahr oder noch länger zur Reparatur im Dock liegen müsse. Wie ungünstig wirke z. B. auch eine Meldung wie die von der Zerstörung des Sewastopoler Forts Stalin auf die Sowjets.

Bei einem Staat, der auf einer Weltanschauung aufgebaut sei, müsse man mit Schlachtschiff-Benennungen, die auf die wesentlichsten Ereignisse und Träger des Weltanschauungskampfes hinweisen, ganz besonders vorsichtig sein. Die französischen Schiffe: „Oktoberrevolution“, „Marat“ und „Pariser Kommune“ seien ein drastischer Beleg dafür. Er habe deshalb auch angeordnet, daß der Panzerkreuzer „Deutschland“ umbenannt werde, da der Verlust eines Kriegsschiffes namens „Deutschland“ im ganzen Volk stärkeren Nachhall finden würde als das eines jeden anderen. Aus denselben Gründen habe er es auch nicht gestattet, daß Träger der nationalsozialistischen Weltanschauung ihren Namen für irgendwelche Kriegsschiffe hergäben.

Nach einem Namen wie „Götz von Berlichingen“ dagegen könne ein Schlachtschiff immer wieder benannt werden. Denn Götz von Berlichingen habe in der Volksauffassung ein so großes Ansehen, daß ein nach ihm benanntes Schlachtschiff x-mal untergehen könne. Ein neues nach ihm benanntes Schiff werde doch immer wieder beifällig begrüßt werden.

Hacha, der Retter des tschechischen Volkes

An Hand einer Depesche erwähnte Hitler sodann, daß die Protektorsratsregierung in ganz Böhmen und Mähren die Tschechen in einer riesigen Versammlungswelle zur engsten Zusammenarbeit mit dem Großdeutschen Reich aufgerufen und für die Zukunft jeden, der sich abseits halte, als Verräter am tschechischen Volkstum gebrandmarkt habe.

Die Versammlungswelle sei das Ergebnis einer Aussprache, die er gelegentlich des Staatsaktes für Obergruppenführer Heydrich mit Staatspräsident Hacha in der Reichskanzlei gehabt habe. Er habe Hacha und den ihn begleitenden Regierungsmitgliedern mitgeteilt, daß er sich weitere schwerwiegende Verletzungen der Reichsinteressen im Protektorat nicht gefallen lassen könne und gegebenenfalls die Aussiedlung der Tschechen ins Auge fassen würde, die für ihn, da er bereits mehrere Millionen

Deutsche umgesiedelt hätte, kein Problem sei. Hacha sei bei dieser Eröffnung förmlich in sich zusammengesackt, ebenso seine Mitarbeiter.

Nach einer Pause hätten sie dann gefragt, ob sie – wenigstens teilweise und in entsprechend vorsichtiger Weise – von dieser Mitteilung dem tschechischen Volk gegenüber Gebrauch machen könnten. Da er die Tschechen für fleißige und intelligente Arbeiter halte und ihm die Wiederherstellung der politischen Ruhe in ihrem Volke daher wegen der beiden im Protektorat liegenden besonders großen und wichtigen deutschen Rüstungsfabriken am Herzen liege, habe er einer entsprechenden Aufklärungsaktion der Protektorsratsregierung zugestimmt.

Wenn diese Aktion von der Protektorsratsregierung mit absolut klarer prodeutscher Tendenz durchgeführt worden sei, so sei das nicht zuletzt auf Staatsminister Meißner zurückzuführen. Nach dem Empfang bei ihm habe dieser nämlich mit den tschechischen Herren noch einen kleinen Rundgang im Garten gemacht und ihnen auf ihre ängstlichen Fragen hin versichert, daß sein – Hitlers – Hinweis auf eine eventuelle Aussiedlung der Tschechen – so, wie er ihn kenne – sein letztes Wort in dieser Sache sei.

Das sei von den tschechischen Herren so gut verstanden worden, daß sie ihre künftige Politik eindeutig auf den Grundsatz abgestimmt hätten, daß alle prosowjetischen Benesch-Intrigen und Benesch-Leute ausgerötet werden müßten, und daß es im Kampf um die Erhaltung des tschechischen Volkstums auch keine Neutralen mehr geben dürfe, sondern auch der ausgespien werden müsse, der weder heiß noch kalt sei.

Offenbar seien die Männer der Protektorsratsregierung froh, ihrem eigenen Volk nunmehr triftige Gründe angeben zu können, um gegen die Benesch-Leute vom Leder zu ziehen. Sie hätten ja bisher auch kaum je eine derart ideale Gelegenheit gehabt, nach der Parole „wer nicht für mich ist, der ist wider mich“ zu arbeiten und sich auf diese Weise ihre Gegner vom Halse zu schaffen. Jedenfalls habe er schon bei der Verabschiedung Hachas den Eindruck gehabt, daß sie erleichtert fortgegangen seien, da er ihnen gestattete, ihr Volk über die von ihm angedeuteten Folgen eines reichsschädigenden Verhaltens aufzuklären.

Finanzierung von Straßen- und Brückenbau auf den Hauptstrecken Angelegenheit der Zentralstellen

Beim Abendessen kam Hitler auf die Notwendigkeit zu sprechen, den Straßen- und Brückenbau auf den Hauptstrecken als Reichsangelegenheit zu behandeln. Kommunalverbände gingen beim Bau von Straßen und Brücken doch in erster Linie von den Anforderungen des Wirtschaftslebens aus. Wenn eine Straße und die in ihrem Zuge liegenden Brücken nur zwölf Tonnen auszuhalten brauchten, so würde sie den Erfahrungen des Wirtschaftslebens entsprechend gebaut werden. Das Reich aber sähe die Dinge unter anderen, insbesondere militärischen Gesichtspunkten. Gerade dieser Krieg lehre, daß man künftig damit rechnen müsse, daß Strecken und Brücken Gewichte bis zu 140 Tonnen auszuhalten haben, wenn sie von übergroßen Panzern benutzt würden.

93

22. VII. 1942 mittags

Die gleichen Gegnerkonstellationen im Zweiten Weltkrieg wie in der Kampfzeit der NSDAP

Hitler wies darauf hin, daß dieser Krieg ein getreuer Abklatsch der Verhältnisse der Kampfzeit sei. Was sich damals als Kampf der Parteien im Innern vollzogen habe, vollziehe sich heute als Kampf der Nationen draußen:

Ebenso wie die KPD in der Kampfzeit, sei heute die UdSSR der Sturmblock, während die kapitalistischen Staaten ebenso wie die damaligen bürgerlichen Parteien ihr Debüt nur am Rande geben.

Urlauberinseln

Hitler kam dann auf die von uns besetzten Kanalinseln zu sprechen und bemerkte, daß deren Bewohner sich stets nur als Einwohner des Empire, nicht aber als Untertanen der englischen Krone betrachtet hätten. Für sie sei der englische König auch heute noch lediglich der Duke of Normandy. Bei einer richtigen Behandlung durch die deutsche Inselbesatzung bedeuteten sie für uns daher kein Problem.

Wenn man ihm vorschlage, diese Inseln mit Friesen oder Emsländern zu besiedeln, so halte er das nicht für richtig. Denn die Friesen oder Emsländer seien als Marschbauern in erster Linie Viehhalter, während die

Einwohner der Kanalinseln Kleingärtner seien. Wenn die Engländer diese Inseln gehalten hätten, hätten sie uns von ihnen aus manch schönes Schnippchen schlagen können, sie hätten sie nur zu befestigen und Flugplätze für Jäger auf ihnen anzulegen brauchen. Nun hätten wir uns dort mit entsprechenden Befestigungen eingerichtet und durch ständige Belegung mit mindestens einer Division Vorsorge getroffen, daß die Inseln nicht eines Tages in englische Hände zurückkommen.

Nach dem Krieg könne dann Ley die Inseln erhalten, da sie mit ihrem wunderbaren Klima ideale Erholungsmöglichkeiten für KdF böten und die Kureinrichtungen – da die Inseln sowieso vollgepfropft mit Hotels seien – ohne viel Neubauerei weiter betrieben werden könnten.

Einen ähnlichen Besitz hätten sich die Italiener zulegen können, wenn sie bei ihrem Kriegseintritt Cypern besetzt hätten. Statt dessen hätten sie ihre militärische Aktion ja leider mit einer Erklärung, daß sie sich als „im Kriegszustand befindlich“ betrachteten, zunächst abgeschlossen sein lassen, und das, nachdem wir mit unserer Norwegenaktion bereits gezeigt hätten, wie man es machen müsse. Der Italiener von heute sei, im Durchschnitt betrachtet, doch eben nur Esser, nicht Kämpfer. Wie ganz anders wirkten da die Männer der kaukasischen Stämme, die einem demgegenüber als die besten und stolzesten Menschen, die es überhaupt zwischen Europa und Asien gäbe, erscheinen könnten.

94

28. VII. 1942 mittags

Lebensmittelverteilung individuell

Beim Mittagessen wurde erörtert, ob ein in Morosowskaja in unsere Hand gefallener Getreidesilo mit 100 000 Tonnen Getreide geräumt und das Getreide nach Deutschland abtransportiert werden solle. Das gäbe zwei Millionen Zentner, also 40 Millionen 7-Pfund-Brote, zu denen ja etwa 5 Pfund Mehl benötigt würden.

Hitler meinte, 100 000 Tonnen Getreide seien ihm ein Begriff, da er um diese Menge einmal für die Schwaben wie ein Löwe habe kämpfen müssen, damit sie auch weiterhin ihre Spätzle bekämen.

Er sei ja überhaupt dagegen, die Lebensmittelmengen durch das ganze Reich gleichmäßig zu verteilen. Man solle doch vernünftig sein und den Schwaben ihre Spätzle und den Münchenern ihr Bier lassen, dem Wiener etwas mehr echten Kaffee und vor allem weißes Brot und dem Berliner mehr Aufschnitt geben. Denn es sei nun einmal so, daß die

liche Gnade entziehen. In ihren Bezirksversammlungen brauchten die Delegierten bloß die kaiserliche Rede zu interpretieren. Im Krieg war es dann zu spät.

Andererseits war man aber auch zu feige gewesen und hat nicht gewagt, der Sozialdemokratie den Kopf zu zertreten. Bismarck wollte das, daneben die soziale Gesetzgebung. Ein Weg, der bei konsequenter Verfolgung innerhalb von 20 Jahren zum Ziel geführt haben würde.

Thälmann, das ist der Typ dieses kleinen Mannes, der nicht anders handeln konnte. Das Schlechte bei ihm ist, daß er nicht so klug war wie z. B. Torgler. Er war der geistig Beschränktere. Deshalb konnte ich Torgler laufen lassen, während ich Thälmann zurückhalten mußte, nicht aus Rache, sondern nur, weil er eine Gefahr bedeutet. Sobald die große Gefahr in Rußland beseitigt ist, kann er hingehen, wohin er will.

Die Sozialdemokraten brauchte ich nicht festzusetzen, weil es keinen ausländischen Staat gab, bei dem sie hätten Schaden stiften können.

Der Pakt mit Rußland hat mich nie bestimmt, der Gefahr im Innern gegenüber eine andere Haltung einzunehmen. Aber an sich sind unsere Kommunisten tausendmal sympathischer wie z. B. ein Starhemberg. Sie waren robuste Naturen, die, wenn sie länger in Rußland gewesen wären, vollkommen geheilt zurückgekommen sein würden.

abends

Wasser, Wind und Gezeiten, die Energiespender der Zukunft

Bei der endgültigen Gestaltung unserer Wirtschaft werden wir darauf achten müssen, daß die animalischen Bestände an Umfang zunehmen. Sehr wichtig sind ferner 400 000 Hektar Gummipflanzen zur Deckung unseres Bedarfs.

Die Ausnutzung der Wasserkräfte ist bei uns auf Grund der Macht der privatkapitalistischen Interessen noch ganz in den Anfängen. Die Großwasserkraft muß sich in erster Linie an die Großabnehmer, die chemische Industrie usw. halten. Im übrigen wird aber geradezu prämiert werden müssen die Gewinnung jeder Pferdekraft im Stil unserer früheren Mühlen-Kraftnutzung. Das Wasser rinnt, man braucht sich nur eine Stufe zu bauen und hat, was man braucht. Während die Kohle eines Tages zu Ende geht, ist das Wasser immer neu da. Das kann man alles ganz anders auswerten als jetzt. Man kann Stufe hinter Stufe bauen und das kleinste Gefälle nutzbar machen. Man erhält dabei einen gleichmäßigen Wasserablauf. Und man kann bombensicher bauen. Das neue Fischersche Verfahren ist eine der genialsten Erfindungen, die je gemacht worden sind.

Norwegen muß für uns einmal eine Elektrizitätszentrale werden für

Nordeuropa. Dann haben die Norweger endlich einmal eine europäische Mission zu erfüllen. Wie es in Schweden ist, lasse ich dahingestellt. In Finnland geht es leider nicht.

Wenn alle unsere Städte das Münchener Faulschlammverfahren zur Gasegewinnung ausnutzen würden (12 0/0 vom normalen Gasbedarf werden in München damit gedeckt), so machte das etwas Ungeheures aus. In der Welser Heide kommt das Gas aus der Erde: Die Stadt Wels ist davon geheizt. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn dort eines Tages auch Petroleum erschlossen würde.

Aber für die Zukunft sind sicher Wasser, Winde und Gezeiten die Energiespender. Als Heizkraft wird man wahrscheinlich Wasserstoff-Gas verwenden.

97

18. I. 1942 nachmittags

Das Parteiprogramm

Wenn jemand sagt: warum ändern Sie nicht Ihr Parteiprogramm? Warum sollte ich es ändern? Es ist Geschichte. Mit diesem Programm wurde die Bewegung am 24. Februar 1919 gegründet. Wenn sich etwas verändert, so ist es das Leben, das die Modifizierung vornimmt. Der Nationalsozialismus ist ja keine medizinische Wochenschrift oder ein Militärwochenblatt, das jeweils den neuesten Stand der Erkenntnis darzustellen hat.

Die gedankenlose Masse

Was für ein Glück für die Regierenden, daß die Menschen nicht denken! Denken gibt es nur in der Erteilung oder im Vollzug eines Befehls. Wäre es anders, so könnte die menschliche Gesellschaft nicht bestehen.

98

27. I. 1942 abends

Staat und Gesellschaft in Krisenzeiten

Die Masse der Soldaten, die England zur Führung seiner Kriege eingesetzt hat, war deutschen Blutes. Den ersten schweren Aderlaß an

Der Nationalsozialist sagt: Mit der bürgerlichen Wertung hat der Beruf nichts zu tun. Das ist das Versöhnliche an ihm. Am wenigsten darf man bei einem Kind danach gehen, welchen Beruf der Vater hat. Es entscheidet da ausschließlich die Veranlagung und die Fähigkeit. Das Kind kann Fähigkeiten haben, welche die Eltern nicht hatten. Alles ist doch bei uns aus dem Bauerntum herausgekommen. Die Strangulierung des dauernden Emporsteigens muß man verhindern. Wenn man eine bewußte gleichmäßige Auslese nach der Befähigung macht, dann deckt sich irgendwie wieder Aussehen und Begabung.

Am stärksten habe ich das damals beim Stapellauf der „Tirpitz“ gesehen: Eine Arbeiterschaft war das (in Wilhelmshaven) von wahrem Adel.

Unser Volk hat sich zu einseitig nach dem Intellektualismus hin weitergezüchtet. Es hat dabei vergessen, was für das Leben der Nation die Tatkraft bedeutet. Zur Erhaltung einer Gesellschaftsordnung ist wichtig, daß man nicht nur einen Kopf, sondern auch eine Faust hat, sonst kommt eines Tages die vom Geist getrennte Kraft und zerschlägt den Kopf. Immer wird der Prozeß Geist gegen Kraft zugunsten der Kraft entschieden. Die Gesellschaftsschicht, die nur Kopf ist, sieht sich durch eine Art schlechtes Gewissen belastet. Wenn wirklich Revolutionen kommen, wagt sie nicht hervorzutreten. Sie sitzt auf dem Geldsack und ist feige.

Ich habe das reine Gewissen. Man sage mir einen talentierten Jungen, ich werde selber sofort sein Förderer. Ich weiß mir nichts Besseres, als wenn mir einer sagt: Mein Führer, hier ist ein ganz großes Talent, der Junge kann einmal der Führer der Nation werden.

Wer sich gegen die Gesellschaftsordnung an sich wendet, den schieße ich rücksichtslos nieder. Die Gesellschaftsordnung, die ich aufbaue, ist der breiten Masse nicht unterlegen. Da können die anderen gegen Granit anrennen. Jeder Versuch, diesen Staat mit Gewalt zu erschüttern, wird mit Blut ertränkt. Aber alles, was man nur tun kann, die anständigen Menschen zu fördern, wird vom Standpunkt einer hohen Verantwortlichkeit dem ganzen Volkskörper gegenüber getan. Die einen sind mehr zur Führung, die anderen mehr zur Ausführung geeignet. Die Führung ohne Menschen zur Ausführung nützt aber nichts. So wie sich der Volksorganismus heute zeigt, ist es notwendig, unsere Kultur zu erhalten.

Es ist ein eiskaltes Vernunftproblem: Wer ist fähig zu führen? Wer auszuführen? Beide sind absolut notwendig zur Erhaltung des Ganzen. Wer zum Führen die Fähigkeit bewiesen hat, bekommt die Autorität. In keiner Stelle darf die Autorität bei dem liegen, der nicht führen kann. Praktisch gibt es ja doch bei jedem auf der einen Seite Überordnung, auf der anderen Seite Unterordnung.

Bei der Führung liegt die Last der Verantwortung! Wenn die Eng-

länder die 9000 Faschisten loslassen, so schlagen sie der Plutokratie die Knochen entzwei, und das Problem ist gelöst.

Persönlich glaube ich, solange sich für eine Idee in einem Staat 9000 Menschen finden, die bereit sind, in die Gefängnisse zu gehen, ist eine Sache nicht verloren. Erst wenn der letzte Mann daran verzweifelt, ist es aus. Ist noch ein Mann da, der gläubigen Herzens eine Fahne hochhält, so ist nichts verloren. Ich bin auch hier eiskalt: Wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, sich für seine Selbsterhaltung einzusetzen, gut: dann soll es verschwinden!

99

7. II. 1942 abends

Volk und Raum

Ein Volk wächst so lange sehr schnell, als für die zweiten, dritten und vierten Söhne noch Boden da ist. Der Bauer ist daran interessiert, laufend Arbeitskräfte zu haben. Für die Zeit, bis die Kinder erwachsen sind, bedient er sich dazu ihrer am liebsten. Später fallen sie ihm nicht zur Last, wenn sie selber siedeln können. Anders wird es in dem Augenblick, wo er sich gezwungen sieht, die Kinder das ganze Leben durchzuhalten. Dann läßt die Kinderzahl sofort nach. Der Osten wird dem deutschen Volk daher endlich wieder Bewegungsfreiheit geben. Die Begründer der amerikanischen Technik sind fast lauter schwäbisch-alemannische Menschen.

100

8. II. 1942 abends

Justiz und Verbrecher im Kriege

Unsere Justiz ist noch zu wenig elastisch. Sie begreift nicht die jetzige Gefahr, die darin liegt, daß das Verbrechen sich eine Art Einbruchsstelle öffnet, um in die Gesellschaft in dem Augenblick hineinzuströmen, wenn ihr der Zeitpunkt gekommen erscheint.

Unzählige Einbrüche werden noch heute mit Zuchthaus bestraft, obwohl es sich um Schwer-Vorbestrafte handelt. Wenn wir geschehen lassen, daß während der Verdunkelung überhaupt etwas geschieht, dann ist in

Begriff damals mit Religion so wenig zu tun hatte wie der marxistische Sozialismus heute mit der Lösung der sozialen Frage.

Das Juden-Christentum hat die Antike nicht verstanden: Die Antike strebte nach Klarheit, die Forschung war frei. Die Gottesvorstellung war im Brauchtum verankert, aber nicht gebunden. Wir wissen gar nicht, ob über das Weiterleben nach dem Tode eine bestimmte Vorstellung bestand. Es war wohl mehr die Vorstellung von der Unverlierbarkeit der Materie an sich: In den Wesen, die leben, repräsentiert sich das ewige Leben. Es werden ähnliche Gedankengänge gewesen sein, wie wir sie bei den Japanern und Chinesen finden in der Zeit, wo das Hakenkreuz bei ihnen auftaucht.

Das Christentum hat die Idee gebracht, daß das Leben seine Fortsetzung im Jenseits findet: Man kann das Leben im Diesseits ausrotten, weil es im Jenseits weiterblüht, während in Wirklichkeit der Mensch doch aufhört damit, daß er diese seine Form verliert. Unter dem Motto Religion hat der Jude die Unduldsamkeit dahin gebracht, wo vorher nichts als Toleranz, als wahre Religion war: Jene wunderbare menschliche Einsicht, jene souveräne Haltung einerseits, das demütige Gefühl des Begrenztseins alles menschlichen Könnens und Wissens andererseits, die noch dem unbekanntem Gott Altäre bauen. Der gleiche Jude, der damals das Christentum in die antike Welt eingeschmuggelt und diese wunderbare Sache umgebracht hat, er hat nun wieder einen schwachen Punkt gefunden: das angeschlagene Gewissen unserer Mitwelt. In den Spalt des sozialen Gefüges hat er sich hineingezwängt, um ein paar Revolutionen in die Welt zu schleudern. Ein Friede kann aber nur kommen über eine natürliche Ordnung. Die natürliche Ordnung setzt voraus, daß die Nationen sich so ineinanderfügen, daß die befähigten führen. Der Unterlegene erhält damit mehr, als er aus eigenem hätte erreichen können. Wir dürfen nicht sagen, daß der Bolschewismus schon überwunden ist. Je gründlicher die Juden hinausgeworfen werden, desto rascher ist die Gefahr beseitigt. Ich habe 1925 geschrieben, daß das Judentum in Japan den letzten nicht anfeßbaren Gegner sieht. Bei den Japanern ist das Natur- und Rassebewußtsein zu fest. Alle Interessen von England und Amerika würden dahingehen müssen, mit Japan zusammenzukommen, aber der Jude wird versuchen, das zu verhindern.

Der instinktlose Akademiker

Die europäisch-intellektuelle Welt, Universitätsprofessoren, höhere Beamte, denen ein Wissen blöde eingetrichtert ist, die haben es nicht kapiert. Auf gewissen Gebieten wirkt jede professorale Wissenschaft verheerend: Sie führt vom Instinkt weg. Er wird den Menschen ausgeredet.

Ein Zwerg mit nichts als Wissen fürchtet die Kraft. Statt sich zu sagen, die Basis des Wissens muß ein gesunder Körper sein, lehnt er die Kraft ab. Die Natur paßt sich den Lebensgepflogenheiten an, und würde die Welt auf einige Jahrhunderte dem deutschen Professor überantwortet, so würden nach einer Million Jahren lauter Kretins bei uns herumwandeln: Riesenköpfe auf einem Nichts von Körper.

102

22. III. 1942 abends

Urteile gegen Frauenmörder

Beim Abendessen erwähnt Flugkapitän Baur, daß Hitler über ein mildes Urteil gegen einen Frauenmörder sehr verärgert gewesen sei. Den Mord an Frauen und Kindern sehe er als ganz besonders verwerflich an. Hitler wolle, wenn weitere solche Urteile bei der Justiz herauskämen, das Justizministerium durch ein Reichstagesgesetz zum Teufel schicken. Baur meinte, es werde offenbar Zeit, daß ein Justizminister daherkomme.

103

24. III. 1942 abends

Privateigentum und Sozialisierung

Der Privatbesitz ist als Einzelbesitz unbedingt zu schützen!

Es ist etwas sehr Natürliches und Gesundes, wenn einer einen Teil seines Arbeitsergebnisses zur Anlegung eines Familienbesitzes verwendet. Wenn dieser Familienbesitz in einer Fabrik besteht, so wird diese Fabrik, solange die Familie einen gesunden Erbstand hat, von einem Familienmitglied sicher besser und damit auch für die gesamte Volksgemeinschaft erfolgreicher geleitet als etwa von einem Staatsbeamten. Insofern kann ich nur nachdrücklich die Sicherung der privaten Initiative vertreten.

Ebenso nachdrücklich bin ich aber gegen den anonymen Privatbesitz der Aktie. Ohne selbst etwas dazu zu tun, erhält der Aktionär mehr Dividende, wenn die Arbeiter der Aktiengesellschaft fleißig statt faul sind oder ein genialer Ingenieur an der Spitze des Betriebes steht oder gar ein Schieber die Geschäfte der Aktiengesellschaft besorgt. Wenn der

206

Aktionär gar so schlau ist, in seiner Anonymität an mehreren Aktiengesellschaften beteiligt zu sein, so zieht er reine Spekulationsgewinne, ohne Verluste – die er nicht auf der anderen Seite wieder ausgleichen kann – befürchten zu müssen.

Dieses mühelose Spekulationseinkommen habe ich stets abgelehnt und bekämpft. Wenn einem solche Gewinne zustehen, so nur dem gesamten Volke, dessen an den erhöhten Erträgen einer Aktiengesellschaft schaffende Arbeiter und Ingenieure nicht ihrer Leistung entsprechend entlohnt werden. Die anonymen Kapitalgesellschaften gehören deshalb in die Hände des Staates, der für den, der eine wirtschaftliche Anlage für seine Ersparnisse sucht, Staatspapiere herausgeben kann, die gleichmäßig honoriert und von Staats wegen mit einer bestimmten Verzinsung ausgestattet werden. So werden Spekulationen und auf sie sich gründende Einkommen ohne Arbeitsleistung – ein Status übrigens, von dem Englands Oberschicht letzten Endes lebt – vermieden.

Eine derartige Behandlung des anonymen Besitzes macht es auf der anderen Seite erforderlich, den Geldwert und die Preise für alle wichtigen Güter durch alle Schwierigkeiten zu halten. Derjenige, der dann einen Perserteppich statt für 800 Mark für 1000 Mark kauft, ist ein Rindvieh! Man kann ihn nicht hindern, so blöd zu sein!

Spielbanken und Lotterien

Man kann ja auch keinen hindern, sein Geld in der Lotterie oder in Spielbanken zu verspielen und, wenn er es los ist, sich das Leben zu nehmen. Im Gegenteil, wenn sich einer absolut das Leben nehmen will, der sein Geld verspielt hat, soll man sich überlegen, ob der Staat, der bei seiner Spielerei das beste Geschäft gemacht hat, für ihn nicht die Bestattungskosten übernehmen soll. Denn der Staat verdient vom Gewinner nicht nur durch die Steuer, sondern auch durch die Gewinnabschöpfung. Von der Spielbank erhält er die Umsatzsteuer usw. Also mehr als 50% sind doch Staatsverdienst.

Allerdings haben die Lotterien, wenn man die Dinge als Lebensphilosoph betrachtet, auch sonst ihr Gutes. Denn man kann Menschen nicht nur durch Realitäten glücklich machen, man muß ihnen auch Illusionen lassen. Der größte Teil von Menschen lebt ja von Plänen, und nur ein kleiner kann sie sich erfüllen. Die beste Lotterie ist deshalb die, die nicht sofort über Gewinn und Verlust etwas verlauten, sondern den Spieler ein Jahr lang warten läßt, ihn ein Jahr lang in Illusionen leben, ihn ein Jahr lang glückliche Pläne schmieden läßt. Da der österreichische Staat das gewußt und geschickt ausgenutzt hat, hat es in ihm auch in den schlechtesten Zeiten so viele glückliche Menschen gegeben.

207

Die Lotterie ist sicher aus dem privaten Spielen – wahrscheinlich zu Beginn des 18. Jahrhunderts – entstanden, indem ein Schlaufuchs sich gesagt hat, der Gewinn soll dem Staat statt Privatleuten zufallen. Wenn der Staat das durch sie gewonnene Geld richtig verwendet, etwa Krankenhäuser davon baut, erhält die Geschichte sogar noch einen idealen Anstrich und macht den Spieler nicht nur dadurch glücklich, daß er sich bis zur Ziehung in Illusionen wiegen kann, sondern gibt ihm beim schließlichen Verlieren auch noch das schöne Gefühl, ein gutes Werk getan zu haben. Die Frage der Zulassung der Spielbanken habe ich im Falle Wiesbaden eingehend überlegt, da das, was an der Lotterie menschlich sympathisch berührt, bei der Spielbank fortfällt. Wenn man die Spielbank in Wiesbaden aber geschlossen hätte, so wären enorme Einnahmen dem Kurbad verlorengegangen. Und die Spieler wären in keiner Weise gebessert worden, hätten vielmehr anderswo, jenseits der deutschen Grenze – also zugunsten der Franzosen – weitergespielt.

Ich habe deshalb damals danach gefragt, wieviel Devisen bringt die Spielbank ein. Dann habe ich mir überlegt, daß z. B. 100 000 Mark in Devisen gewiß wenig sind, wenn man sie hat, aber sehr sehr viel, wenn sie einem fehlen. Daraus habe ich die Folgerung gezogen, daß die Spieler einer Spielbank – vor allem die ausländischen – so viel taugen, als sie Geld – insbesondere Devisen – dort verlieren. Die Erfahrung hat die Richtigkeit der Offenhaltung einiger deutscher Spielbanken bestätigt. Sie haben sich als wahre Fliegenfänger für Devisen bewährt und durch ihre enormen Überschüsse ein Kurbad wie Wiesbaden der deutschen Volksgemeinschaft gerettet. Selbstverständlich ist bei solchen Einrichtungen, die nicht auf Grund besonderer Arbeitsleistungen, sondern auf Grund ihrer Monopolstellung enorme Überschüsse abwerfen, daß ihre Erträge nicht in private Taschen, sondern nur in den Staatssäckel fließen dürfen.

Monopol-Betriebe

Bormann äußert die Ansicht, daß dieser Grundsatz auch auf die Energiewirtschaft zur Anwendung gebracht werden muß.

Hitler: Eben! Das Energiemonopol gehört dem Staat, der Staatspapiere ausgeben und dadurch die Leute an seinem Monopolunternehmen und damit vor allem an sich selbst interessieren kann. Denn wenn es dann dem Staat wirtschaftlich schlecht geht, kann sich der einzelne ein Kreuz auf seine Papiere stecken und wird so zwangsläufig darauf gestoßen, wie eng sein Schicksal mit dem des Staates verknüpft ist.

Heute ist das Gros ja noch so blöd, daß es immer noch nicht die enge Verknüpfung seines persönlichen Wohlergehens mit dem des Staates einsehen will.

*Gehegt ist - der Tab. d. J. 2, was die das Ganze der
Mm-Bemerkungen in einem Kiste der L. Parochie -
die die "Kochbuch" - - abgemacht. Man ver-
ma ein Gesetz beizubehalten, weil man es nicht*

Ort der Testamentsabfassung vordruckt und nicht handschriftlich ge-
schrieben gewesen sei.

Er habe sich da an den Kopf gefaßt und sich gefragt, ob das denn noch
Recht sein könne, wenn noch nicht einmal das Testament des Reichs-
kanzlers den gesetzlichen Vorschriften genüge. Und er sei zu dem Ergeb-
nis gekommen, daß derartige Rechtsauffassungen ein absoluter Rechts-
schwindel seien, aus dem man unbedingt wieder herauskommen müsse.
Er habe deshalb den Justizminister Gürtner kommen lassen und ihn auf
den Sachverhalt aufmerksam gemacht. Es habe aber extra ein Gesetz
erlassen werden müssen, um diesen Unsinn zu beseitigen.

Weiter sei ihm aufgefallen, daß er Erbschaften, die ihm ja in großer
Zahl vermacht würden, die er aber grundsätzlich für seine Person aus-
schlage und höchstens einmal der NSV zuweise, nur in der Weise rechts-
wirksam ausschlagen könne, daß seine Unterschrift unter der betreffen-
den Erklärung von einem Advokaten beglaubigt würde. Die Unterschrift
des deutschen Reichskanzlers zusammen mit dem Reichssiegel habe nach
Auffassung der Juristen demnach nicht so viel Glaubwürdigkeit wie die
eines Advokaten.

Kein vernünftiger Mensch verstehe das! Kein vernünftiger Mensch
verstehe überhaupt die Rechtslehren, die die Juristen sich zurechtgedacht
hätten. Letzten Endes sei die ganze heutige Rechtslehre nichts anderes
als eine einzige große Systematik der Abwälzung der Verantwortung. Er
werde deshalb alles tun, um das Rechtsstudium, d. h. das Studium der-
artiger Rechtsauffassungen, so verächtlich zu machen wie nur irgend
möglich. Denn durch dieses Studium würden keine Menschen herange-
bildet, die fürs Leben paßten und geeignet seien, dem Staat die Aufrecht-
erhaltung seiner natürlichen Rechtsordnung zu garantieren. Dieses
Studium sei eine einzige Erziehung zur Verantwortungslosigkeit.

Er werde dafür sorgen, daß aus der Justizverwaltung bis auf 10%
wirklicher Auslese an Richtern alles entfernt werde. Der ganze Schwindel
von Schöffen werde beseitigt werden. Er wolle dem ein für allemal einen
Riegel vorschieben, daß ein Richter sich von der Verantwortung für seine
Entscheidung mit der Ausrede herumdrücke, daß die Schöffen ihn über-
stimmt hätten. Er wolle nur Richter von Format haben, die dann aber
natürlich auch gut bezahlt werden müßten. Als Richter brauche er Män-
ner, die zutiefst davon überzeugt seien, daß das Recht nicht den einzel-
nen dem Staat gegenüber sichern, sondern in erster Linie bewirken solle,
daß Deutschland nicht zugrunde gehe.

Gürtner sei es nicht gelungen, einen derartigen Richtertyp heranzu-
bilden. Auch ihm selbst sei es ja sehr schwergefallen, vom Juristischen
abzukommen, und nur allmählich hätten sich bei ihm vernünftige Auf-
fassungen eingestellt, als er durch Drohungen der einen Seite und durch

deckt. Ohne ihn sei er, Hitler, auch nie aus dem Kittchen herausgekommen. Aber nun . . .

Es gäbe leider Nationalsozialisten, die irgendwann einmal für die Bewegung Außerordentliches geleistet hätten, aber doch nicht über ihren eigenen Schatten springen könnten. Nachdem die Parteiarbeit über das, was sie verstehen könnten oder sich vorgestellt hätten, weit hinausgegangen sei, seien sie davor zurückgeschreckt, nachdem sie einmal A gesagt hätten, nun auch der logischen Entwicklung entsprechend B und C zu sagen.

Ein besonders klares Urteil habe über das Juristentum immer Dietrich Eckart gehabt, der selbst einige Semester Jura studiert habe. Nach seinen eigenen Äußerungen habe er sein Studium abgebrochen, „um nicht ein vollendeter Trottel zu werden“. Dietrich Eckart habe auch die Art gehabt, den Krebschaden der heutigen Rechtslehren für das deutsche Volk in völlig unmißverständlicher Weise anzuprangern. Er – Hitler – habe geglaubt, daß es genüge, wenn man den Menschen solche Dinge in verfeinerter Form sage. Erst mit der Zeit sei er darauf gekommen, daß das gar nichts nütze.

Heute erkläre er deshalb klar und eindeutig, daß für ihn jeder, der Jurist sei, entweder von Natur defekt sein müsse oder aber es mit der Zeit werde. Wenn er all die Juristen, die einmal in sein Leben getreten seien, vor allem aber die Advokaten und Notare, an seinem Auge vorüberziehen lasse, dann könne er nur immer wieder feststellen, wie gesund doch jener Stamm aufrechter, bodenverwurzelter Menschen sei, mit denen er zusammen mit Dietrich Eckart seinerzeit in Bayern seinen politischen Kampf aufgenommen habe.

Die Hanse und die Ehrbarkeit von Handel und Handwerk

Im weiteren Verlauf des Abends kam Hitler auf das ehrbare Handwerk und den ehrbaren Handel im Mittelalter zu sprechen. Wenn man die heutigen Verhältnisse mit denen von damals vergleiche, so könne man erst ermesen, wohin uns das Judentum gebracht habe.

Die Hanse z. B. dürfe man nicht nur als machtpolitischen Faktor werten, sondern müsse sie von ihrer inneren, rechtlichen Seite aus erfassen, wenn man ihrer vollen Bedeutung gerecht werden wolle. Die Hanse habe keine Ware zum Transport übernommen, bei der sie nicht die absolute Garantie für die Richtigkeit des Gewichts und für die Güte der Qualität habe übernehmen können. Die Ware, die von der Hanse transportiert worden sei, habe mit dem Stempel des Hansekantors eine im In- und Ausland hochgeschätzte Qualifikation erhalten. Eine Stadt, deren Weber das Hansekantor in Lübeck mit der Versendung eines

Es müsse daher den Schwaben, die im Sinne des Kaisergedankens am reichstreuesten gewesen seien, unsere höchste Achtung gelten. Lehensfürsten wie Heinrich den Löwen wegen ihres Aus-der-Reihe-Tanzens zu verherrlichen, halte er nicht für richtig, denn sie hätten „ihre“ Politik damals eindeutig gegen das Reich gemacht. Er habe deshalb auch Rosenberg gewarnt, die großen deutschen Kaiser doch nicht zugunsten von Eidbrüchigen verblassen zu lassen und einen Heroen wie Karl den Großen nicht als Karl den Sachsenschlächter zu bezeichnen.

Geschichte müsse immer aus ihrer Zeit heraus verstanden werden. Wer garantiere denn, daß nicht nach 1000 Jahren — wenn das Reich aus irgendwelchen Gründen wieder Südpolitik treiben müsse — irgend so ein verrückter Gymnasialprofessor erkläre, „was der Hitler im Osten gemacht hat, war zwar gut gemeint, aber letzten Endes doch Unsinn. Nach Süden hätte er gehen müssen!“ Vielleicht gehe solch ein Einfaltspinsel dann sogar so weit, ihn als Ostmarkschlächter zu bezeichnen, weil er bei der Heimführung des deutschen Österreichs alle habe an die Wand stellen lassen, die das Unternehmen zu hindern versucht hätten. Ohne Gewalt hätte man die deutschen Stämme mit ihren Dickschädeln und ihrer Eigenbrödelei weder zur Zeit Karls des Großen noch zu seiner Zeit zusammengebracht.

Das deutsche Volk sei auch nicht lediglich als ein Produkt von antiker Idee und Christentum, sondern als ein Produkt von Gewalt, antiker Idee und Christentum entstanden. Nur mit Hilfe der Gewalt habe sich das deutsche Volk im Abglanz altrömischer Staatenbildungen und auf dem Boden des von einer Universalkirche vertretenen Christentums in der Kaiserzeit erstmalig zusammenschweißen lassen.

Ein Mann wie Karl der Große habe sich dabei kaum so sehr von machtpolitischen Erwägungen leiten lassen als vielmehr von dem mit der antiken Idee gegebenen Streben nach kultureller Entwicklung, nach kulturellem Schaffen. Das größtmögliche Maß kulturellen Schaffens sei aber, wie die Antike zeige, nun einmal nur bei einer straffen Zusammenfassung zu einer staatlichen Organisation zu erreichen. Denn Kulturarbeit sei Zusammenarbeit, Zusammenarbeit aber erfordere Organisation. Was würde wohl aus einer Fabrik werden, wenn sie keine straffe Organisation habe, wenn jeder arbeiten könne, wann es ihm passe, und sich mit der Arbeit beschäftige, die ihm Spaß mache.

Ohne Organisation, d. h. ohne Zwang, und damit ohne Verzicht für den einzelnen gehe es nicht. Das ganze Leben sei ja ein fortgesetzter Verzicht auf individuelle Freiheit. Je höher ein Mensch steige, desto leichter müsse ihm der Verzicht fallen! Denn desto mehr müsse er auf Grund seines erweiterten Überblicks die Notwendigkeit des Verzichts einsehen. Das unterscheide ja den Menschen, der in einem gesunden Staatswesen

„neben dem Führer der Oberführer soundso, sein Adjutant“ und von Straßenbahnführern, Zugführern usw. gesprochen würde, so spiele das keine Rolle, solange er lebe. Wenn er aber einmal nicht mehr sei, müsse man das ändern und den Ausdruck „Führer“ zu einem einmaligen Begriff erheben. Schließlich falle es ja keinem Menschen ein, den Straßenbahn-Führer als Straßenbahn-Kaiser zu bezeichnen, und wenn der Führer einer Ortsgruppe: Ortsgruppenleiter statt Ortsgruppenführer heiße, empfinde kein Mensch das als nicht sachentsprechend.

Napoleons politische Fehler

Ganz falsch sei es, an der der Staatsform zugehörigen Bezeichnung des Staatsoberhauptes etwas ändern zu wollen. Es sei neben der Betätigung des Familiensinns in politischen Dingen der größte Fehler Napoleons gewesen, daß er die Geschmacklosigkeit gehabt habe, den Titel „Erster Konsul“ abzulegen und sich „Kaiser“ zu nennen. Denn unter dem Titel „Erster Konsul“ habe die Revolution, die die Welt erschütterte, ihn, den republikanischen General, über das Direktorium – diese Sterneckerbräu-Versammlung – hinweg an die Spitze des Staates emporgetragen.

Indem er diesen Titel abgelegt und sich als Kaiser bezeichnet habe, habe er die Jacobiner, seine alten Mitstreiter, verleugnet und verloren. Gleichzeitig habe er dadurch zahllose Anhänger im In- und Ausland vor den Kopf gestoßen, die in ihm die Verkörperung der von der Französischen Revolution ausgehenden geistigen Erneuerung sahen. Man brauche sich ja nur – um sich die Wirkung dieser Maßnahme ganz zu verdeutlichen – einmal vorzustellen, wie es auf die Münchener, ja auf die ganze Welt wirken würde, wenn er, Hitler, plötzlich in goldener Kalesche als Kaiser durch Münchens Straßen fahren wollte.

Dabei habe Napoleon durch diese Geschmacklosigkeit noch nicht einmal etwas gewonnen. Denn die alten Monarchien hätten ihn selbstverständlich als Emporkömmling abgelehnt. Das einzige, was er von ihnen erhalten habe, sei die Habsburgerin gewesen, die man ihm aufgehängt habe und mit deren Erscheinen die Franzosen ein für allemal in ihrem ganzen Nationalstolz zutiefst getroffen worden seien. Denn die schöne Josephine, die damals zugunsten der Habsburgerin habe abtreten müssen, sei für die Franzosen nun einmal als fanatische französische Republikanerin ein Vorbild gewesen und darüber hinaus auch allgemein als die Frau estimiert worden, die mit ihm den Weg zur höchsten Staatsstellung gemeinsam emporgeklommen sei.

Die Erschütterung, die die Annahme des Kaisertitels durch Napoleon in Europa ausgelöst habe, werde am besten durch die Tatsache gekennzeichnet, daß Beethoven eine Napoleon gewidmete Symphonie zerrissen,

auf ihren Fetzen mit den Füßen getrampelt und geschrien habe: „Er ist keine Welterscheinung, er ist doch nur ein Mensch.“

Es sei die ganze Tragik am Schicksal Napoleons, daß er nicht gespürt habe, daß er mit der Annahme des Kaisertitels, mit der Einführung einer kaiserlichen Hofhaltung und eines kaiserlichen Hofzeremoniells sich mit Degeneraten gemein gemacht und sich einen Käfig voller Affen angeschafft habe. Er, Hitler, würde es als Wahnsinn empfinden, wenn man ihm anbieten wolle, sich etwa Herzog zu nennen und sich damit mit den vielen geisteskranken Trägern dieses Prädikats selbst auf eine Stufe zu stellen.

Auch aus Napoleons Protektion von Verwandten spreche eine unglaubliche menschliche Schwäche. Wenn einer eine Stellung wie er bekleide, müsse er seinen Familiensinn ausschalten. Statt dessen habe er Brüder und Schwestern in leitende Positionen gebracht und – sie in ihnen belassen, auch als er ihre Unfähigkeit längst erkannt hatte. Nur aus seinem korsischen, dem schottischen ähnlichen Familiensinn heraus sei die Inkonsequenz verständlich, daß er – anstatt das ganze Verwandtenvolk auf Grund seiner offensichtlichen Minderwertigkeit herauszuschmeißen, was das einzig Mögliche gewesen wäre – seinen Brüdern und Schwestern monatlich Briefe voller Ermahnungen geschickt habe, daß sie dieses tun und jenes lassen sollten, und geglaubt habe, mit Geldversprechungen oder Geldentziehungen ihre mangelnden Fähigkeiten korrigieren zu können.

Mit der ersten Betätigung dieser Art von Familiensinn habe der Bruch in seinem Leben eingesetzt. Denn Vetterwirtschaft sei die gewaltigste Protektion, die sich denken lasse: die Protektion des eigenen Ichs.

Überall, wo sie auftrete, im staatlichen Leben – die Monarchien seien das beste Beispiel dafür – seien Schwäche und Untergang ihre Folgen. Mit ihrem Erscheinen höre das Leistungsprinzip auf.

Friedrich der Große im Vergleich zu Napoleon

Insofern habe Friedrich der Große sich als härter erwiesen als Napoleon, als er auch bei den schwersten Entschlüssen und in den schwersten Stunden nie die Dauerhaftigkeit einer Sache außer acht gelassen habe. Napoleon hingegen habe vor solchen Situationen kapituliert. Daraus erkläre sich auch, daß Friedrich der Große sich bei seinem Lebenswerk auf mehr gute Mitarbeiter habe stützen können als Napoleon. Denn, wo Napoleon die Interessen seines Familienklüngels in den Vordergrund gestellt habe, da habe Friedrich der Große sich Männer geholt und zu Könnern herangebildet.

Bei aller Genialität Napoleons: der größere Kopf des 18. Jahrhunderts

sei Friedrich der Große gewesen. Er habe sich von jeder Inkonsequenz bei der Lösung grundlegender Probleme der Staatsführung freigehalten. Er habe aber ja schließlich auch bei seinem Vater, Friedrich Wilhelm, diesem Bullen an absoluter Haltung, eine ebenso gründliche als auch eiserne Lehre gerade auf diesem Gebiet erhalten.

Peter der Große: Staatssinn statt Familiensinn

Auch Peter der Große habe die Notwendigkeit der Ausschaltung des Familiensinns im staatlichen Leben klar erkannt. In einem Brief an seinen Sohn, den er, Hitler, erst in den letzten Tagen wieder gelesen habe, sage er klar und eindeutig: „Er werde ihn enterben und von der Thronfolge ausschließen, ja er sei ihm zu erbärmlich, einst die Führung Rußlands übergeben zu erhalten, wenn er sich nicht mit eisernem Fleiß auf die Staatsgeschäfte vorbereite, seinen Willen stähle und seine Gesundheit festige!“

Republik oder Monarchie?

Den Besten an die Staatsführung zu bringen, sei ein großes Problem, bei dem keine Lösung ohne Fehlerquellen zu erkennen sei.

Mache man eine Republik, in der das ganze Volk den Staatschef wähle, so sei es mit Geld, Reklame usw. möglich, einen absoluten Hanswursten an die Spitze zu bringen.

Mache man eine Republik, in der ein Klüngel von wenigen Familien das Heft in der Hand habe, so sei sie wie ein Konzern, dessen Teilhaber einen Schwächling zum Leiter wählen, um selbst eine Rolle spielen zu können.

Mache man eine Monarchie und regle die Nachfolge im Sinne des Erbganges, so sei das biologisch falsch, da ein Tatmensch sich regelmäßig mit einer Frau von ausgesprochen weiblichen Eigenschaften kreuze und der Sohn dann die weichliche, passive Art seiner Mutter erbe.

Mache man eine Republik und wähle den Staatschef auf Lebenszeit, so bestehe die Gefahr, daß er egoistische Machtpolitik treibe.

Mache man eine Republik mit einem alle fünf oder zehn Jahre folgenden Wechsel des Staatsoberhauptes, so sei keine Stabilität der Staatsführung gewährleistet und die Durchführung langfristiger über ein Lebensalter hinausreichender Pläne sei in Frage gestellt.

Stelle man einen abgeklärten Greis an die Spitze des Staates, so könne er ihn nur repräsentieren und andere Männer führten unter seinem Namen die Regierung. Durch all diese Überlegungen sei er zu dem Ergebnis gekommen:

1. Die Chancen, nicht einen totalen Idioten zur Staatsführung zu berufen, seien bei der freien Wahl größer als umgekehrt. Die Riesen-Erscheinungen der deutschen Wahlkaiser seien der beste Beweis dafür. Kein einziger vollkommener Trottel sei unter ihnen, während in den Erbmonarchien auf zehn Regenten mindestens acht kämen, die sich im bürgerlichen Leben noch nicht einmal mit einem Kramladen durchsetzen könnten.

2. Bei der Auswahl des Staatsoberhauptes müsse eine Persönlichkeit gesucht werden, die nach menschlichem Ermessen eine gewisse Stabilität der Staatsführung auf längere Dauer verbürge. Das sei nicht nur für eine erfolgreiche Verwaltung des Staates, sondern erst recht für die Durchführung jeder größeren staatlichen Planung Voraussetzung.

3. Es müsse dafür gesorgt werden, daß der führende Mann des Staates von Einflüssen der Wirtschaft unabhängig sei und nicht durch wirtschaftlichen Druck zu irgendwelchen Entscheidungen gezwungen werden könne. Er müsse deshalb von einer politischen Organisation gestützt sein, deren Stärke in ihrer festen Verankerung im Volke liege und die über den wirtschaftlichen Dingen stehe.

Papsttum und Verfassung von Venedig

Zwei Verfassungen hätten sich im Laufe der Geschichte bewährt:

a) das Papsttum, und zwar trotz vieler Krisen, wobei die ernstesten ausgerechnet durch deutsche Kaiser behoben worden seien, und trotz einer seines Erachtens ausgesprochen verrückten geistigen Grundlage lediglich auf Grund einer grandiosen Organisation der Kirche;

b) die Verfassung von Venedig, die den kleinen republikanischen Stadtstaat durch ihre Führungsorganisation zur Beherrschung des gesamten östlichen Mittelmeers befähigt habe. 960 Jahre habe die Verfassung Venedigs und mit ihr die Republik Venedig Bestand gehabt.

Daß der Führer der Republik Venedig aus nur 300 bis 500 staatstragenden Familien gewählt worden sei, sei kein Schaden. Denn so sei aus den Familien, die sich dem Staat am engsten verbunden gefühlt hätten, der Beste zur Führung berufen worden.

Der Unterschied dieses Systems zur Erbmonarchie liege ja auf der Hand. Denn nicht ein Trottel oder gar ein Zwölfjähriger – wie so oft in der Erbmonarchie – habe in sich die Möglichkeit, Staatsoberhaupt zu werden, sondern nur der, der sich im Leben bereits vielfach bewährt habe.

Anzunehmen, daß ein 12- oder 18jähriger den Staat führen könne, sei ja auch lächerlich. Die Macht liege, wo ein Minderjähriger Regent sei, selbstverständlich in Händen anderer, z. B. eines Regentschaftsrats.

Wenn die Mitglieder dieses Regenschaftsrats sich dann aber nicht einig seien – und im Staatsleben pflegten sich die Probleme dauernd und je tüchtiger die Ratgeber, desto spürbarer zu überschneiden –, so zeige sich das Fehlen einer Persönlichkeit, die bestimmt, daß es so oder so gemacht werde. Denn eine solche Entscheidung könne kein 18jähriger treffen, sie müsse sich sogar eine reife Persönlichkeit genauestens überlegen. Man denke nur einmal, der König Michael von Rumänien wäre ohne den bedeutenden Marschall Antonescu! Der Junge sei doch blitzdumm und restlos verzogen, zumal sein Vater ihn in den Hauptentwicklungsjahren Frauen überlassen habe.

Oder man denke an Peter von Jugoslawien, der, als er zur Macht gekommen sei, also in der entscheidendsten Stunde seines Lebens, sich in den Keller gesetzt und geflennt habe.

Man müsse sich nur einmal den Entwicklungsgang eines normalen Menschen, der es im Leben zu etwas bringen wolle, und den eines solchen Thronfolgers vor Augen halten, um die horrende Kluft zu sehen. Was müsse der normale Mensch lernen, bis in die Nacht hinein büffeln und mit ungeheurem Ernst und Fleiß immer und immer wieder schaffen, um sich im praktischen Leben durchzusetzen! Angehenden Königen aber glaube man, mit Spielerei das Rüstzeug für ihre Lebensaufgabe vermitteln zu können. Ein Drittel ihrer Lehrzeit lasse man sie fremde Sprachen plappern, das zweite Drittel fülle man mit gesellschaftlichen Spielen, Reiten, Tennis und dergleichen und ganz zum Schluß komme dann im Ausbildungsplan auch noch die Staatskunde. Statt sie straff anzupacken, verpappele man sie in der Regel. Denn jeder Erzieher fürchte, durch Austeilung ein paar wohlverdienter Mauschellen sich die ewige Ungnade des künftigen Monarchen zuzuziehen. Und das Ergebnis seien dann Typen wie Michael von Rumänien und Peter von Jugoslawien.

Die beste deutsche Staatsform: Republik mit autoritärem Führer, Volksvertretung, Senat und scharfer Trennung von Legislative und Exekutive

Für die deutsche Staatsführung sei er zu folgenden Schlüssen gekommen:

1. Das deutsche Reich müsse Republik sein. Der Führer sei zu wählen. Er sei mit absoluter Autorität auszustatten.
2. Als Kollektivum habe eine Volksvertretung zu bleiben, die den Führer zu stützen habe und – wenn nötig – eingreifen könne.
3. Die Wahl des Führers habe nicht durch die Volksvertretung, sondern durch den Senat zu geschehen. Der Senat sei mit beschränkten Kompetenzen auszustatten. Seine Mitgliedschaft dürfe keine dauernde, sondern müsse an die Inhaberschaft bestimmter höchster Dienststellungen gebunden sein, deren Besetzung ebenfalls zu wechseln habe. Die

Mitglieder des Senats müßten außerdem nach Erziehung und Werdegang davon durchdrungen sein, daß kein Schwächling, sondern der Beste zum Führer zu wählen sei.

4. Die Durchführung der Führerwahl habe nicht vor den Augen des Volkes, sondern hinter verschlossenen Türen zu geschehen. Auch bei der Papstwahl wisse das Volk ja nicht, was hinter den Kulissen vorgehe. Bei den Kardinälen sei es einmal so weit gekommen, daß sie sich geprügelt hätten. Man habe sie daraufhin für die Zeit der Wahlhandlung einfach eingemauert. Grundsatz auch für die Führerwahl müsse es sein, daß jede Diskussion unter den an der Wahl beteiligten Persönlichkeiten für die Dauer der Wahlhandlung unterbunden werde.

5. Binnen drei Stunden nach Vollzug der Wahl seien Partei, Armee und Staatsbeamtenschaft auf die neue Führung zu vereidigen.

6. Die genaueste und schärfste Trennung zwischen Gesetzgebung und Exekutive habe für den neuen Führer oberstes Gebot zu sein. Ebenso wie in der Bewegung SA und SS lediglich das Schwert für die Durchsetzung der politischen Weisungen der Partei seien, so habe die Exekutive sich nicht mit Politik zu beschäftigen, sondern lediglich die von den gesetzgebenden Stellen empfangenen Weisungen, notfalls mit dem Schwert, durchzusetzen.

Wenn eine Staatsform, die diese Grundsätze berücksichtige, auch nicht ewig halten möge, 200 bis 300 Jahre werde sie bestimmt Bestand haben. Denn sie sei auf Erwägungen der Vernunft gegründet, während die 1000jährige Organisation der katholischen Kirche auf dem Dogma als Grundlage aufgebaut sei.

2. IV. 1942 mittags

König Boris von Bulgarien über das politische Attentat

Beim Mittagessen kam Hitler auf die Persönlichkeit des bulgarischen Königs zu sprechen und betonte, daß Boris in seinen Augen ein wirklicher Mann sei. Er habe bei seinem Vater, dem Zaren Ferdinand, ja auch eine gute Schule genossen. Denn der Zar Ferdinand sei der klügste Monarch, den er, Hitler, je kennengelernt habe.

Wenn Zar Ferdinand auch schlimmer als ein Jude hinter dem Gelde her sei, so müsse man ihn doch ob seiner Kühnheit und Entschlußfreudigkeit bewundern. Wenn wir ihn statt Wilhelm II. auf dem deutschen Kaiserthron gehabt hätten, hätten wir sicher nicht bis 1914 mit dem

7. IV. 1942 abends

Revolutionen und ihre Niederschlagung

Beim Abendessen brachte Hitler die Sprache auf die Revolution 1918/19.

Wenn man sich mit dieser Revolution einmal genauer befasse, müsse man feststellen, daß sie in keiner Weise von weltanschaulichen Gesichtspunkten getragen gewesen, sondern überwiegend von Gesindel geführt worden sei, das erst kurz vorher irgendwelche Gefängnisse oder Strafanstalten verlassen habe.

Ob man Berichte über den Verlauf der Revolution in Köln, in Hamburg oder in einer sonstigen Stadt nachlese, immer wieder müsse man feststellen, daß die ganze sogenannte Volksbewegung in eine ganz gewöhnliche, ganz gemeine Dieberei und Plünderung ausgewachsen sei. Man könne daher nur Verachtung für die Schwächlinge haben, die vor diesem „Gesox“ ausgerissen seien.

Wenn heute irgendwo im Reich eine Meuterei ausbreche, so würde er sie mit Sofortmaßnahmen beantworten. Als erstes würde er:

- a) noch am Tage der ersten Meldung alle leitenden Männer gegnerischer Strömungen, und zwar auch die des politischen Katholizismus, aus ihren Wohnungen heraus verhaften und exekutieren lassen;
- b) alle Insassen von KZs würde er innerhalb von drei Tagen erschießen lassen;
- c) alle kriminellen Elemente, gleichgültig, ob sie z. Z. in Gefängnissen wären oder sich in Freiheit befänden, würde er auf Grund der vorhandenen Listen ebenfalls binnen drei Tagen zur Exekution sammeln und erschießen lassen.

Die Erschießung dieses einige hunderttausend Menschen umfassenden „Gesox“ lasse weitere Maßnahmen als überflüssig erscheinen, da damit die Meuterei aus Mangel an meuternden Elementen und Mitläufern von selbst zusammenbrechen würde.

Die sittliche Rechtfertigung dieser Erschießungen leite er aus der Tatsache ab, daß alle deutschen Idealisten entweder an der Front ihr Leben einsetzten oder aber in den Rüstungsfabriken bzw. ihren sonstigen Heimat-Arbeitsplätzen ihre ganze Kraft für den Sieg Deutschlands hergäben.

und er in Reichsleiter Bormann einen Mann zur Seite habe, der für ihn die Gauleiter mit den nötigen einheitlichen Weisungen versehe.

115

10. V. 1942 abends

Reichstagsbrand 1933. Strengste Strafen für Saboteure und Verbrecher im Kriege

Hitler erörterte die Machenschaften der Kommunisten nach der Machtübernahme 1933.

Gott sei Dank sei ihnen ein ganz besonders teuflischer Plan, 10000 Brände zur gleichen Zeit am selben Tage zu legen, mißlungen. Die Kräfte der Polizei und der Feuerwehren wären sonst derart zersplittert worden, daß der Schaden und die Folgen nicht abzusehen gewesen wären.

Schon der Reichstagsbrand habe der NS-Bewegung – zumindest in ihrem Ansehen vor der deutschen Öffentlichkeit – schwer schaden können. Er sei deshalb sofort morgens um zwei Uhr in die Redaktion des Völkischen Beobachters gefahren, habe dort aber lediglich den Redakteur vom Dienst angetroffen und im ersten Abzug der VB-Morgenausgabe lediglich eine Zehnzeilen-Notiz über den Brand gefunden. Er habe sich daraufhin sofort mit Goebbels an die Arbeit gemacht und für die Morgenausgabe Artikel, Berichte usw. über den Brand abgefaßt und zusammengestellt, die die ganze erste Seite der Morgenausgabe gefüllt hätten. Ein schlagender Beweis, daß man in entscheidenden Situationen sehr leicht in die Verlegenheit kommen könne, alles selbst machen zu müssen.

Wenn auch die Polizei entsprechend rasch gehandelt hätte, wäre sicher auch die Aufklärung der Brandstiftung ganz anders gelungen. Torgler, dieser Häuptling der deutschen Kommunisten, sei vor einem Polizisten, der ihn festgenommen habe, in die Knie gesunken und habe ihn angefleht, ihn nicht zu erschießen. Hätte man ihn angesichts dieser Schockwirkung sofort vernommen, hätte er bestimmt gestanden. Van der Lubbe, der den Brand gelegt habe, hätte binnen drei Tagen gehängt werden müssen, da er mit einem Paket aus Torglers Haus kommend am Brandtag gesichtet worden sei.

Bei einem solchen raschen Verfahren hätte man auch Material zur Überführung des geistigen Urhebers, des heutigen GPU-Chefs der Sowjetunion, Dimitroff, erhalten.

Aber da die Juristen ja leider nur so international wie die Verbrecher, aber nicht so geschickt wie sie seien, habe sich der Prozeß über Wochen

Front kann sterben, der Schweinehund in der Heimat muß sterben. Ein Staat, der nicht die Härte aufbringe, diesen Grundsatz zu verwirklichen, habe nicht die Berechtigung, seine Idealisten in den Tod vorm Feinde zu schicken.

Weiter führte Hitler darüber Klage, daß das heutige Richtertum seine Aufgaben nicht erkenne. Da es in der Zeit unserer Gegner eingesetzt sei und ebenso wie der Pfaffenstand sich allen Wandlungen der Zeit gegenüber konserviert habe, habe es sich seine liberale seelische Verfassung erhalten. Er sei deshalb gezwungen, durchzugreifen, und werde jeden Richter, der laufend dem Volkwohl und einer nationalen Haltung widersprechende Urteile fälle, rücksichtslos aus der deutschen Richterschaft ausstoßen.

Denn er persönlich sei dafür verantwortlich, daß sich nicht wieder wie 1918 eine Heimatfront von Spitzbuben aufrichte, während das Heldentum im Kriegseinsatz in den Tod gehe. Da die Disziplin an der Front eiserne Gesetze erfordere, sei es ein Unrecht der Front gegenüber, in der Heimat Milde walten zu lassen.

Auch Jugendlichen gegenüber müßten im Kriege andere Mittel angewandt werden als im Frieden und könnten Milderungen nicht Platz greifen. Im Frieden könne man dann natürlich wieder beim 15- bis 17jährigen Delinquenten auf das Einsperren zugunsten einer einprägsamen Tracht Prügel verzichten, da er sonst doch nur – wenn er etwas Ehre im Leibe habe – sich für sein ganzes Leben geschändet fühle und evtl. noch von den alten Zuchthäuslern besondere Verbrechergriffe und -auffassungen lerne.

So habe seinerzeit z. B. auch ein Sittlichkeitsverbrecher in jungen Jahren ein Gift von anderen Verbrechern erfahren, das tödlich wirke, aber nach 20 Minuten nicht mehr feststellbar sei. Er habe diesen Delinquenten, einen gewissen Seefeld, durch die Gestapo vernehmen lassen, da er ihm mehr Straftaten zugetraut habe, als die paar der Justiz eingestandenen. Nachdem die Gestapo ihn 12 Stunden ohne Wasser an der Heizung habe stehen lassen, habe er dann 107 Fälle (von Lustmorden an Kindern) gebeichtet und den Beamten die Stellen gezeigt, wo er all die Kinderleichen vergraben hatte. Da der Sittlichkeitsverbrecher erfahrungsgemäß in der Regel beim Lustmord ende, müsse er beizeiten unschädlich gemacht werden, selbst wenn er noch jugendlich sei. Er sei deshalb stets für die schärfsten Maßnahmen gegen diese asozialen Elemente eingetreten.

zurückgelassen, die ihr weiteres Verbleiben völlig erübrigt und nach den Weisungen der Militärattachés in Berlin zu ihrer höchsten Zufriedenheit gearbeitet hätten.

Der Gesinnungsverfall, der den Aufbau dieses riesigen Spionageapparates in Deutschland ermöglicht habe und in der unverblümtesten und unverschämtesten Form von Landesverrat zum Ausdruck gekommen sei, habe ihn mehr als einmal in Rage gebracht. Noch heute erinnere er sich eines Falles, daß von einem Reichstagsabgeordneten in öffentlicher Reichstagsitzung gefragt worden sei, ob die Regierung wisse, daß auf der Straße XY in einem Verband der deutschen Reichswehr vier Panzerwagen gefahren seien, die den Bedingungen des Versailler Diktats offensichtlich nicht entsprochen hätten. Was die Regierung dagegen zu tun gedenke. Leider habe er damals nichts anderes tun können, als die listenmäßige Erfassung aller bekanntwerdenden landesverräterischen Elemente zu veranlassen, um diese Lumpen wenigstens nach der Machtübernahme durch die NSDAP ihrer gerechten Strafe zuzuführen.

Wenn Deutschland dieses „Gesox“ dann 1933 zum größten Teil ohne besonderes Zutun losgeworden sei, so liege das daran, daß nicht weniger als 65000 Staatsbürger sofort nach der Machtergreifung emigriert wären. Es habe zwar nicht bei jedem einzelnen von ihnen festgestanden, was er auf dem Kerbholz gehabt habe. Es sei aber sicher gewesen, daß der größte Teil von ihnen durch das eigene schlechte Gewissen veranlaßt worden sei, ins Ausland zu gehen¹. Hernach hätten es sich dann zwar viele wieder überlegt und Neigung gezeigt, nach Deutschland zurückzukehren. Dem Rückstrom dieser unerwünschten Elemente habe man aber durch Ankündigung der prinzipiellen Verbringung jedes Rückkehrers ins KZ und durch die weitere Androhung der Erschießung für Rückkehrer, denen irgendwelche Vergehen nachzuweisen seien, vorgebeugt. So seien dem Reich Tausende von asozialen Elementen ferngehalten worden, die man sonst schwerlich geschnappt bzw. überführt hätte. Dem Rest habe Heydrich mit seinem SD das Genick gebrochen, ein Verdienst, das um so höher zu werten sei, als die Justiz sich dieser Aufgabe nicht gewachsen gezeigt habe.

Die Justiz habe ihn mit ihrer Behandlung landesverräterischer Vergehen oft zur Raserei gebracht. So habe sie einmal einen Landesverräter begnadigen wollen, da er „primär Schmuggel betrieben habe und

¹ Da ich am Haupttisch saß, erlaubte ich mir den Hinweis, daß wir — im Kammergerichtsbezirk Berlin geschulten — Jungjuristen gegen die Schwarz-Weiß-Bewertung der geistigen Emigration Bedenken trügen, da wir Juristen (wie den Kriminologen Hans v. Hentig), Dichter, Musiker, Physiker, Mediziner usw. von Weltformat erlebt hätten, denen ihr Deutschtum echte Verpflichtung sei, die deutsche Luft aber durch Schikanen örtlicher Parteidiktatoren für ihr weiteres geistiges Schaffen vergiftet worden wäre. Zu meiner Freude stimmten mir mehrere Herren offen bei. (H.P.)

deshalb auch in erster Linie als Schmuggler anzusehen und zu bestrafen sei“. Nur unter größten Schwierigkeiten habe sich Justizminister Dr. Gürtner von der Notwendigkeit eines rücksichtslos harten Vorgehens gegen Landesverräter überzeugen lassen. Sogar als in Ostpreußen Bunkerbauten verraten worden seien, habe Gürtner bei ihm einer mildereren Bestrafung das Wort reden wollen, da der angerichtete eigentliche Schaden gering sei. Er habe Gürtner daraufhin bedeutet, daß man solch einen Schaden z. Z. noch gar nicht beurteilen könne, da man nicht wisse, ob in solch einem verratenen Bunker nicht einmal ein Divisionär mit seiner Befehlsstelle sitze und mit der Erledigung dieses Bunkers daher die Kriegführung selbst in erheblicher Weise beeinflußt werde.

Er habe Gürtner abschließend erklärt, daß es sein unerbittlicher Entschluß sei, jeden Landesverräter für den Fall einer zu milden Bestrafung durch die ordentlichen Gerichte durch ein SS-Kommando abholen und erschießen zu lassen. Denn Landesverrat sei ein Gesinnungsdelikt. Jeder Landesverräter müsse daher ohne Rücksicht auf den Umfang des von ihm angerichteten Schadens exekutiert werden.

Der daraufhin im Rahmen der Justiz geschaffene Volksgerichtshof habe in seinen Urteilen den von ihm gewünschten strengen Maßstäben zunächst ebenfalls nicht entsprochen. Ja sogar die Gesetzgebung sei den klaren staatlichen Notwendigkeiten nicht ohne weiteres anzupassen gewesen, da die juristischen Mitglieder des Reichskabinetts sich nur sehr zögernd zur Anerkennung des Landesverrats als Gesinnungsdelikt bereitgefunden hätten.

Bei all den in diesem Zusammenhang geführten Besprechungen habe er immer wieder darauf hinweisen müssen, daß es einen Landesverrat aus idealistischer Gesinnung nicht gebe. Wenn man überhaupt ein auf der Ebene des Landesverrats liegendes Delikt auf gewisse idealistische Hemmungen zurückführen wolle, so nur das der Kriegsdienstverweigerung aus religiösen Motiven. Diesen Elementen, die aus religiöser Überzeugung nicht kämpfen wollten, müsse man aber entgegenhalten, daß sie offenbar essen wollten, was andere erkämpfen, daß das im Sinne einer höheren Gerechtigkeit aber nicht angehe und man sie deshalb verhungern lassen müsse. Wenn man davon Abstand genommen und sie, die sogenannten Bibelforscher — 130 an der Zahl —, erschossen habe, so sei das seiner besonderen Milde zu verdanken. Übrigens hätten sich diese 130 Erschießungen wie ein die Atmosphäre reinigendes Gewitter ausgewirkt. Tausenden ähnlich Gesinnter sei bei der Nachricht von den Erschießungen der Mut vergangen, sich unter Hinweis auf irgendwelche Bibelstellen ebenfalls um den Kriegsdienst herumzudrücken.

Wer einen Krieg erfolgreich führen wolle und wer überhaupt ein Volk über schwere Zeiten hinwegbringen wolle, dürfe über eines keinen

geben müsse, gleichzeitig aber sicherzustellen habe, daß über die Disziplin nach oben nicht diskutiert werde. Wenn die vorgesetzte Dienststelle eingreife, so müsse ihr Wille entscheidend sein. Dann müsse ihrem Willen gegenüber unbedingt Order pariert werden.

Exekutive

Neben der aufgegliederten Staatsführung auf der einen Seite habe als starke Klammer des Reichs auf der anderen Seite das absolut gefestigte Instrument der öffentlichen Gewalt, der Exekutive, zu stehen. Die Exekutive, an ihrer Spitze die Wehrmacht, dann die Polizei, der Arbeitsdienst, die Jugenderziehung usw. könnten nur in einer Hand liegen. Wenn das gewährleistet sei, könne dem Reich nichts passieren.

Das Gefährlichste sei, wenn die Exekutive zugleich Staatsführung sei oder sein wolle. Es beginne dann ein Rivalisieren der einzelnen Wehrmachtsteile, der Gebietsteile usw., an dem schon früher eine große Zahl tüchtigster Staaten zugrunde gegangen sei.

Wahl des Staatsoberhauptes durch Wahlsenat

Zur Frage der Wahl des Staatsoberhauptes übergehend, führte Hitler folgendes aus: Wenn ihm einmal etwas zustoßen solle, so solle man das neue Staatsoberhaupt ebensowenig durch die Masse des gesamten Volkes wählen lassen, wie der Papst durch die Masse der Gläubigen oder die Dogen von Venedig von der gesamten venezianischen Bevölkerung gewählt worden seien. Wenn die Masse des Volkes an einer solchen Wahl beteiligt werde, werde die Wahl zu einer Propagandaangelegenheit. Und die Propaganda für oder gegen einzelne Kandidaten reiße das Volk auseinander. Wenn ein kleiner Kreis – er denke an einen Senat – die Wahl vollziehe und die Meinungen dabei aufeinanderplatzten, so sei das völlig ohne Belang. Man müsse nur klug genug sein, die Meinungsverschiedenheiten nicht nach außen bekanntwerden zu lassen. Wenn die Wahl dann vollzogen sei, sei der, der die meisten Stimmen auf sich vereinige, ebenso wie bei der Dogenwahl oder wie bei der Papstwahl, trotz aller vorherigen Meinungsverschiedenheiten bei der Wahlvorbereitung, nunmehr das Staatsoberhaupt. Dadurch, daß man binnen drei Stunden nach vollzogener Wahl die Verteidigung von Wehrmacht, Partei und Beamtschaft auf das neue Staatsoberhaupt durchführe, sei die Ordnung des öffentlichen Lebens absolut gewährleistet.

Er mache sich keine Illusionen darüber, daß bei dieser Wahl des Staatsoberhauptes nicht immer eine unbedingt überragende Führerpersönlichkeit an die Spitze des Reiches komme. Immer aber werde es

ein Mann sein, der sich so weit über dem Durchschnitt bewege, daß von ihm – solange der Gesamtapparat in Ordnung sei – keine Gefahren für das Reich zu befürchten seien.

Das alte deutsche Wahlkaisertum sei an sich bereits eine ideale Form der Reichsführung gewesen. Leider sei es daran gescheitert, daß die Kurfürsten erbliche Lehensherren gewesen seien. Da Deutschland jahrhundertlang den Inbegriff der abendländischen Welt dargestellt habe, ohne von außen ernstlich bedroht zu sein, hätten diese erblichen Lehensherren ihren Hausgeschäften zuliebe geglaubt, sich den Luxus eines schwachen Kaisers und damit einer schwächlichen Reichsführung leisten zu können.

Gauleiteramt

Es sei daher ein eiserner Grundsatz des Nationalsozialismus, daß kein Gau-, kein Staats- und kein Parteiamt Erbgut sein könne.

Jeder Gauleiter müsse seines Erachtens einen Stellvertreter haben. Diesem Stellvertreter sei der Anreiz zu intrigieren von vornherein genommen, da nach dem Gesetz der NS-Führung kein Gauleiterstellvertreter hoffen dürfe, beim Ableben des Gauleiters oder bei seiner Entfernung aus anderen Gründen seine Nachfolge antreten zu können. Das Abschießen von rückwärts kennten die Nationalsozialisten daher nicht.

Der Gauleiterstellvertreter, der sich bewähre, habe die Chance, in einem anderen Gau Gauleiter zu werden. Vorausgesetzt werde allerdings, daß über seine Tätigkeit nicht ein anderer Gauleiter gestürzt worden sei.

Ob ein Gauleiterstellvertreter sich bewähre, sei danach zu beurteilen, ob ein Gau gut funktioniere. Denn wenn ein Gau gut funktioniere, so sei das nicht nur auf die Arbeit und die Persönlichkeit des Gauleiters zurückzuführen, sondern auch auf die Arbeit und Persönlichkeit seines Stellvertreters, da auch er seine bestimmten Funktionen habe.

Keine Vererbung von Staatsämtern

Um auch nach außen eindeutig kundzutun, daß ein Gau niemals Erbgut sein könne, habe er bei den Gauleitern, die sich ihren Gau nicht selbst erobert hätten, das Prinzip der Versetzbarkeit eingeführt. Den Gauleiter von Salzburg habe er z. B. nach Steiermark und einen anderen führenden Parteigenossen, der bisher ganz andere Funktionen gehabt habe, nach Salzburg gesetzt. Ein Mann, von dem er sich noch einmal sehr Großes verspreche, sei Gauleiter in Wien. Aber nie werde der Sohn den Gauleiterposten vom Vater erben. Wenn ein Generalstabschef aus-

Strom erzeugten, sei es durch Kohle, sei es durch eine ihnen zur Verfügung stehende Wasserkraft. Die Staatsverwaltung müsse sich geradezu freuen, wenn das einzelne Dorf oder die einzelne Stadtgemeinde selbst für ihre Energieerzeugung Sorge.

Auch die Gauselbstverwaltungen sollen, wo die Möglichkeiten hierzu vorhanden sind, für die Stromerzeugung ihres eigenen Gebietes sorgen. Soweit die Gauselbstverwaltungen Energieüberschüsse haben, geben sie diese Überschüsse an das Reich ab.

Es sei also durchaus unerwünscht, daß möglichst alle kleinen und mittleren Elektrizitätswerke vom Reich und nicht von den Gemeinden und Gauselbstverwaltungen betrieben würden. Daneben solle es durchaus auch in der Zukunft möglich sein, daß z. B. ein Mühlenbesitzer den Strom für sich und seine Gemeinde erzeuge.

Die Staatsverwaltung selbst solle jene großen Wasser- bzw. Energiewerke, die für die Verbundwirtschaft notwendig seien, übernehmen.

Andernfalls würde man ja geradezu Millionen von Reichsbeamten für die neue Reichsenergieverwaltung benötigen. Denn dann müsse ja sozusagen in jedem Dorf ein Reichskontrolleur sitzen. Im Gegenteil, das Reich müsse ein Interesse daran haben, möglichst weitgehend durch Privatinitiative – wozu auch die Initiative der Kommunen und sonstigen Selbstverwaltungen zu rechnen sei – entlastet zu werden.

Er habe die denkbar größten Bedenken gegen den Zentralismus, den Speer beabsichtige.

Wenn der Zentralismus, den er beim Reichsinnenministerium seit langem bekämpfe, sich ausbreite, dann werde das Reich bestimmt in 50 oder 100 Jahren bereits wieder zerfallen. Zwangsläufig ersticke nun einmal jeder Zentralismus die Initiative draußen im Lande. Die wirklich brauchbaren Köpfe, die man in der Reichsverwaltung benötige, könnten sich nur entwickeln und zeigen, wenn das Reich dem einzelnen – sei er Beamter oder Unternehmer – möglichst weitgehend freie Hand zur Entwicklung eigener Initiative lasse.

Werde ein Arbeitsgebiet bis ins kleinste von Berliner Beamten gegängelt, dann könnten sich in den Gauen unmöglich brauchbare, selbständig denkende und arbeitende Köpfe entwickeln. Auf diese Köpfe sei die Nation aber angewiesen, wenn sie sich behaupten wolle. Nur draußen in den Gauen wüchsen immer wieder die frischen Talente heran, die man pfleglich behandeln, d. h. möglichst selbständig arbeiten lassen müsse, damit sie sich für spätere Reichsaufgaben heranbildeten. Würde ein Arbeitsgebiet ausschließlich von Berlin aus gegängelt, dann schälten sich in der betr. Verwaltung keine Talente mehr heraus, dann verfalle alles einer stumpfen Ministerialbürokratie, und das Reich sei auf die Kräfte angewiesen, die sich vielleicht im Ministerialwege herauschälten.

22. II. 1942 nachmittags. — Wolfsschanze

Presselenkung und Pressefreiheit

Unser Presseapparat ist schon etwas Wunderbares. Das Pressegesetz hat dafür gesorgt, daß Meinungsverschiedenheiten zwischen Männern der Regierung nicht vor dem Volk mehr ausgekämpft werden. Dazu ist die Presse nicht da.

Wir haben aufgeräumt mit der Vorstellung, als gehöre es zur staatspolitischen Freiheit, daß jeder (in den Zeitungen) aussprechen kann, was er Lust hat. Mehr als die Hälfte der deutschen Blätter hat Amann in der Hand. Wenn ich Lorenz¹ rufe und ihm in einigen Sätzen meine Einstellung gebe, so findet man das morgen um ein Uhr in jedem deutschen Blatt.

Körperlich so klein, ist Dr. Dietrich doch ein hervorragend geschickter Fachmann. Er schreibt nicht gut, aber seine Reden sind oft ganz ausgezeichnet. Ich bin stolz darauf, daß es mit diesen paar Mann mir möglich war, auch einmal — wie es am 22. Juni 1941 geschah — das Steuer um 180 Grad herumzuwerfen. Das macht uns kein Land nach.

Die illustrierten Blätter haben einen schönen Aufschwung genommen. Um mit den angelsächsischen Illustrierten im Ausland zu konkurrieren, müßte die Leipziger Illustrierte im Inhalt wieder fesselnder werden. Gut sind die Berliner, die Münchner und die Wiener Illustrierte, vor allem auch der IB (Illustrierter Beobachter). Durch die politischen Reportagen aus Archiven hat sich vor etlichen Jahren die Kölner Illustrierte hervorgetan. Am ehesten könnte die Deutsche Illustrierte entbehrt werden.

Prachtvoll ist die Zeitung „Das Reich“. Im Frieden müssen wir noch eine dem „Reich“ entsprechende Sonntagszeitung für das Land be-

¹ An persönlichen Weisungen Hitlers für die Pressebearbeitung hat Lorenz zur Zeit vor allem Nachrichten bzgl. Indiens (z.B. englisch-amerikanischer Schacher in Indien) weiterzuleiten. Goebbels' Aufsätze in der Zeitung „Das Reich“ werden Hitler über Reichsleiter Bormann zur vorherigen Genehmigung vorgelegt. (27. III. 1942 nachmittags. H. P.)

überlegen seien. Selbst in Köln dürften dann weitere Firmen nicht die Fabrikation von „Kölnisch Wasser“ aufnehmen. Diese Anordnung sei notwendig, denn sonst mache eine Berliner Firma ein Zweiggeschäft unter anderem Namen in Köln auf und fabriziere dort ihr Kölnisch Wasser.

Über einige Scherze Hewels im Kölner Dialekt und einige witzige Bemerkungen bezüglich der Heiratsaussichten Hewels lachte Hitler dann so herzlich, daß er mehrfach die Hand vor die Augen nehmen mußte.

Hitler kam dann auf seinen letzten Empfang in Köln vor Kriegsbeginn zu sprechen, bei dem ihm mehrere Hunderttausend die größten Ovationen seines Lebens vor dem Hotel gebracht hätten. Vor Freude über sein Erscheinen habe die ganze Menge jedesmal bei seinem Betreten des Dom-Hotel-Balkons geschunkelt.

Landschaft, Klima und Wein hätten den Kölner ja überhaupt zu einem sehr liebenswürdigen Menschen gemacht, wie ja auch sein Humor liebenswürdig gegenüber dem ätzenden des Berliners und dem groben des Münchener sei.

Das Schönste aber sei der Gesang des Kölner Männergesangsvereins, der z. Z. ja der beste Deutschlands sei, am Ende der Kundgebung gewesen. Das Niederländische Dankgebet habe er zu Gehör gebracht. Und als er, Hitler, die Rheinlandhalle dann verlassen habe, hätten sämtliche Kölner Glocken geläutet. Wunderbar . . .

Hitler erging sich dann über den Wert der Reklame. Odol habe fast ein Jahr lang an jeder Litfaßsäule seines Heimatstädtchens ihre Reklame – das Wort „Odol“ vielfach und ohne jeden Zusatz – angebracht, so daß jeder sich gefragt habe, was das sei. Dann sei die Flasche mit dem Wort Odol auf den Plakaten erschienen und erst, als der Name Odol und die Odolflasche für alle ein Begriff gewesen seien, habe es geheißt: „Odol, das beste Mundwasser“ und sei rasend abgesetzt worden. Solch eine Reklame sei nicht als „jüdisch“ abzutun. Sie erspare vielmehr beim Durchsetzen eines an sich brauchbaren Artikels die Arbeit einer ganzen Generation.

Professor Hoffmann entwarf dann für das vom Internisten Hitlers, Prof. Morell, erfundene Läusepulver ein Reklamebild: einen Mohren, der eine überdimensionale Laus ersticht; darunter den Wahlspruch: „Die Laus muß schrumpfen!“ Als sich das Gelächter gelegt hatte, meinte Hitler: Wenn das Zeugs etwas taugt, sei Morell der Wohltäter aller Soldaten der kommenden Generationen und erhalte ein überdimensionales Denkmal, das ihn darstelle, wie er mit einem aus einer Pulverdose fließenden Wasserstrahl eine Laus erlege.

den, der – da er zwangsläufig in diametralem Gegensatz zum Geschäft gestanden habe – mit dem Ruin der Druckerei gleichbedeutend gewesen sei.

Wenn es ihm, Hitler, gelungen sei, den Völkischen Beobachter durch die ganze Kampfzeit sicher hindurchzusteuern, obwohl der Völkische Beobachter bei seiner Übernahme durch ihn gerade die dritte Pleite hinter sich gehabt habe, so sei das in erster Linie der Mitarbeit Reichsleiter Amanns zu danken. Amann habe sich als kluger Geschäftsmann bewährt, indem er nie ein Geschäft übernommen habe, das nicht im wahrsten Sinne des Wortes ein Geschäft gewesen sei. Andernfalls habe er es sofort wieder abgebrochen. Gerade diese Art der geschäftlichen Behandlung des Zeitungswesens habe es möglich gemacht, daß aus dem Verlag des Völkischen Beobachters, dem Eher-Verlag, mit den Jahren der größte Zeitungskonzern der Welt entstanden sei, demgegenüber sich die Zeitungsunternehmen der USA-Zeitungskönige wie Zwergunternehmen ausnahmen. Man könne diese Leistung überhaupt nur dann richtig würdigen, wenn man sich vergegenwärtige, daß er den Völkischen Beobachter seinerzeit mit 70 000 Abonnenten ohne Annoncenbestand und mit einer Kasse übernommen habe, die noch nicht einmal zur Bezahlung des erforderlichen Papiers reichte.

Wenn er, Hitler, etwas von geschäftlichen Dingen verstehe, so danke er das nicht zuletzt den ewigen Sorgen mit der Parteipresse. Am schlimmsten sei es 1932 gewesen, wo er, um die Presse, die Wahlkämpfe und die gesamte Parteiarbeit finanziell durchhalten zu können, eine Fülle von Schuldanweisungen habe unterschreiben müssen. Ebenso wie er diese Schuldanweisungen damals für die NSDAP in dem Bewußtsein unterschrieben habe, daß wenn die Arbeit der NSDAP nicht von Erfolg gekrönt sei, doch alles verloren wäre, so unterschreibe er heute die Schuldanweisungen für das Reich im festen Vertrauen auf unseren Sieg und in der Überzeugung, daß – wenn dieser Krieg nicht erfolgreich ausgehe – sowieso alles hin sei. Dann könne man gar nicht genug Schulden im Kampf um den Erfolg gemacht haben.

136

14. V. 1942 abends

Pressefreiheit staatsgefährlich

Nach dem Abendessen erzählte Hitler von dem Ausbau des Völkischen Beobachters von einer kleinen Zeitung mit einigen 1000 Abonnenten zu einem Millionenunternehmen.

280

Das Verdienst dieses Aus- und Aufbaues gebühre in erster Linie Reichsleiter Amann, der mit soldatischer Strenge alle Mitarbeiter zu äußersten Leistungen zu bringen verstanden habe und von dem jede Vermantschung von Verwaltungsangelegenheiten mit redaktionellen Dingen und umgekehrt von vornherein unterbunden worden sei. Wie oft habe ihm Amann Mitteilung von der günstigen Entwicklung der Finanzlage des VB mit dem ausdrücklichen Hinweis gemacht, nicht Hauptschriftleiter Rosenberg und die übrigen Redaktionsmitglieder davon zu verständigen, die dann doch nur höhere Honorare von ihm erpressen würden.

Und zu welcher soldatischer Pünktlichkeit habe Amann mit der ihm eigenen Strenge alle Mitarbeiter des VB erzogen! Wenn er dabei auch immer so getan habe, als wenn er die Redaktion und ihre Mitglieder lediglich als ein notwendiges Übel ansehe, so habe er damit doch ein großes Stück Erziehungsarbeit geleistet und einen Schriftleitertyp geprägt, wie wir ihn im Staate brauchten. Gerade bei den Schriftleitern komme es ja darauf an, daß es sich nicht um Kreaturen handle, die bei jeder Meinungsäußerung an den eigenen wirtschaftlichen Erfolg oder das für sie bedeutsame Ergebnis ihrer Zeitung, ihrer Hintermänner oder dergleichen dächten, sondern um Männer, die sich in ihrer Einflußnahme auf die öffentliche Meinung ihrer Mission als Diener des Staates bewußt seien.

Eine der ersten Aufgaben, die er nach der Machtübernahme angepackt habe, sei die gewesen, diesen Erkenntnissen entsprechend die gesamte deutsche Presse einheitlich auszurichten.

Er sei dabei auch vor einschneidenden Maßnahmen nicht zurückgeschreckt. Denn er sei sich darüber im klaren gewesen, daß ein Staat, der seine Presse einheitlich über die Fülle der Schriftleiter dirigiere und so fest in der Hand habe, über die gewaltigste Macht verfüge, die man sich überhaupt vorstellen könne.

Der Begriff der Pressefreiheit sei die tödlichste Gefahr für jeden Staat.

Die Pressefreiheit bedeute nämlich keineswegs Freiheit der Presse, sondern lediglich Freiheit einzelner Subjekte, das zu tun, was sie wollten und was ihren Interessen entspreche. Und dieses selbst dann zu tun, wenn es gegen die Staatsinteressen verstoße!

Dies dem Journalismus klarzumachen und ihn davon zu überzeugen, daß auch er ein dienendes Glied am Ganzen sei, sei im Anfang nicht so einfach gewesen. Man habe ihn deshalb immer wieder darauf hinweisen müssen, daß sich letzten Endes die Presse ja selbst widerlege und schädige. Denn wenn z. B. in einer Stadt mit 12 Zeitungen jede über denselben Vorgang etwas anderes schreibe, so müsse der Leser ja schließlich zu der Überzeugung kommen, daß alles Quatsch sei. Die öffentliche Meinung

281

durch seine Maßnahmen nicht halb so schwer getroffen worden sei wie durch die Napoleons, den sie als Führerpersönlichkeit verehrt habe.

Man müsse sich aber darüber im klaren sein, daß das Volk von der Staatsleitung nicht nur Führung, sondern auch Fürsorge erwarte. Auch die größte Stärke eines Offiziers sei es ja, daß er sich durch die Sorge um das Wohl seiner Leute deren Vertrauen erwerbe. Wenn er sich um ihr Essen, um ihre Schlafmöglichkeit, um ihre Familiensorgen kümmere, könne er noch so herrisch sein, seine Männer gingen für ihn blindlings durchs Feuer. Gerade dieses Beispiel zeige, daß das große Leben ein genauer Abklatsch des Lebens im kleinen sei.

Tod für den „Gemeinschafts-Fremden“

Auf einen Einwurf des Reichspressechefs Dr. Dietrich, daß er in einem Tibetfilm mit Interesse gesehen habe, wie die Wildpferde auf den tibetanischen Hochebenen ihren Leitpferden nachliefen, meinte Hitler:

Wie bei den Wildpferden sei es bei jeder Gemeinschaft von Lebewesen, die sich in der Welt behaupten wolle. Wenn der Leithammel fehle, löse, ja atomisiere sich die Gemeinschaft und damit höre alles auf. Deshalb trampelten z. B. die Affen Außenseiter als gemeinschaftsfremd tot. Und was für die Affen gelte, müsse in erhöhtem Maße für die Menschen gelten. Bismarck habe deshalb vollkommen recht, wenn er erklärt habe, die menschliche Gesellschaft gebe sich selbst auf, wenn sie die Todesstrafe als absoluteste Form der Abwehr des Gemeinschafts-Fremden aus Angst vor eventuellen Justizirrtümern verneine. Das ganze menschliche Leben sei ja ständig von Irrtümern umlauert; wohin werde der einzelne und wohin werde die Gemeinschaft da kommen, wenn sie aus Angst vor Irrtümern entscheidungsmüde würde!

137

19. V. 1942 mittags

NS-Jugenderziehung: Eisen- und Bergbauarbeit als ideale Schulung für Jungen

Nach dem Mittagessen sprach sich Hitler schärfstens gegen alle Versuche aus, die nationalsozialistische Weltanschauung zu exportieren.

Gerade, wenn die anderen Staaten bei ihren demokratischen Systemen verblieben und damit einem sicheren Zerfall entgegengingen, könne ihm das nur recht sein, zumal wir auf der Grundlage des Nationalsozialismus langsam aber sicher zu dem geschlossensten Volkskörper würden,

wieso als ein Abgehen vom Rechtsweg erschienen, da die Tschechen sich in der Geschichte nie zur Durchführung eigener politischer Aufgaben geeignet und sich sogar in ihrer kulturellen Ausrichtung weitgehend an die deutsche Kultur des Habsburger Staates angelehnt hätten. Wenn man daher heute alles Gefährliche in der Tschechei rücksichtslos beseitige und die Tschechen sonst gut behandle, so sei das die richtige und für das großdeutsche Reich selbstverständliche Taktik den Tschechen gegenüber. Denn so werde die gefühlsmäßige Einstellung Hachas dem gesamten tschechischen Volke zu eigen, so daß es aus Schuldbewußtsein und mit Rücksicht auf die große deutsche Umsiedlungsarbeit die eigene Aussiedlung fürchte, wenn es nicht ein eifriger Mitarbeiter des deutschen Reiches werde. Nur aus dieser inneren Haltung heraus sei es verständlich, daß die Tschechen heute zu unserer größten Zufriedenheit in der Rüstungsindustrie usw. schafften und sich bei ihnen immer mehr der Ruf einbürgere: „Alles für unseren Führer Adolf Hitler!“

138

8. VI. 1942 abends. — Sonderzug nach Berlin

Politische Organisation oder private Beeinflussung der Presse?

Schließlich kam Hitler auf die Doppelarbeit in verschiedenen Dienststellen zu sprechen.

Er betonte, daß es nicht angehe, daß z. B. in jedem Ministerium und in jeder sonstigen obersten Zentralstelle ein eigener Presse- und Propagandaapparat eingerichtet werde. Dafür seien das Propagandaministerium und die Presseabteilung der Reichsregierung da. Er gehe mit seiner Reichskanzlei mit gutem Beispiel voran, indem er auch dort keinen Sonderapparat für Presse- und Propagandaangelegenheiten eingerichtet habe. Trotzdem könne er alles, was er auf diesem Gebiet veranlassen wolle, sofort durchführen. Selbst auf Reisen könne er von jeder Eisenbahnstation Anweisungen geben, daß am kommenden Morgen die Öffentlichkeit durch die Presse, den Rundfunk usw. auf irgendeinen politischen Gedanken, etwa den einer deutsch-russischen Verständigung vorbereitet werden solle.

Nur durch die Zusammenfassung des gesamten Presse- und Propagandawesens in einer Dienststelle sei auch eine einheitliche Lenkung der Presse möglich. Eine einheitliche Lenkung der Presse sei aber die Voraussetzung dafür, daß die Presse in der Öffentlichkeit Glauben finde und damit die Schlagkraft eines Volkserziehungsinstruments erhalte. Denn

sager des Propagandaministeriums. Wenn der Propagandaminister auch hernach die Schuld auf andere Stellen abzuschieben versucht habe, so müsse er doch dafür verantwortlich gemacht werden. Denn gerade, wenn viele Stellen an der Ausführung eines Auftrags beteiligt werden müßten, habe – wenn etwas nicht klappe – immer der die Schuld, dem der Auftrag gegeben worden sei.

In Zukunft dürfte die Einführung des Drahtfunks in Deutschland eine absolute Selbstverständlichkeit sein. Denn keine vernünftige Regierung werde sich ihr Volk von einer anderen vergiften lassen. Sonst könne man ja auch gleich 100 oder 1000 Propagandisten einer feindlichen Macht hereinnehmen und öffentlich auftreten lassen, um das deutsche Volk zu zersetzen und gegen seine Führung aufzuputschen.

All diese Dinge müsse man, um sie bereits im Frieden richtig zu behandeln, prinzipiell vom Standpunkt des Krieges aus beurteilen. Denn der Krieg als Kampf auf Leben und Tod habe seine eigenen Gesetze und lasse Gesichtspunkte des Friedens restlos zurücktreten. Wenn aber mit Rücksicht auf einen eventuellen Krieg schon in Friedenszeiten Belastungen wie zwei-, drei- oder gar vierjähriger Militärdienst von der Bevölkerung ertragen werden müßten, um wieviel eher müßten sich dann solche geringen Sachen wie die Ablösung des Selbstempfang-Rundfunks durch den Drahtfunk durchführen lassen.

141

18. VII. 1942 abends

Wie äußert sich ein Regierungschef öffentlich? (Interview Hitlers über die „zweite Front“)

Mit Rücksicht auf die ständigen englischen Pressenotizen über die Aufrichtung einer zweiten Front beauftragte Hitler Reichsleiter Dr. Dietrich, für ihn ein Interview mit einem Auslandsjournalisten vorzubereiten, das Fragen des Ostfeldzuges zum Tenor habe.

Da jeder sich aus einem derartigen Interview das herausuche, was ihm für sich selbst wichtig erscheine, könne man dabei die Frage einer zweiten Front ganz zwischendurch – gleichsam am Rande – behandeln. Er denke daran, dem Sinne nach etwa auszuführen, daß man bei militärischen Kindsköpfen wie den Engländern selbstverständlich auf alles gefaßt sein müsse und daher selbst das Geschwafel der englischen Judenpresse nicht übersehen dürfe. Ebenso wie wir seinerzeit dem Überfall der Sowjets durch geeignete Abwehrmaßnahmen zuvorgekommen seien,

nur noch kümmerliche Reste vorhanden gewesen seien, meinte Hitler: Das liege an der völlig falschen Volkstumspolitik Preußens in den vergangenen 150 Jahren.

Die preußische Regierung habe die deutschen Ostgebiete in diesen eineinhalb Jahrhunderten zu einer ausgesprochenen Strafkolonie gemacht, in die Lehrer, Beamte und Offiziere immer dann versetzt worden seien, wenn sie sich etwas hätten zuschulden kommen lassen oder wenn sie aus dienstlichen Gründen hätten abgeschoben werden sollen.

All das, was Preußen auf diesem Gebiet gesündigt habe, müsse – das sei sein fester Entschluß – in zehn Jahren Ostarbeit wiedergutmacht werden. Nach zehn Jahren verlange er von seinen Gauleitern Vollzugsmeldung, daß die Ostgebiete restlos deutsch seien.

Gauleiter Forster versicherte für seinen Gau Danzig-Westpreußen, daß man dies Ziel erreichen werde. Allerdings brauche man dazu die tüchtigsten Leute aus dem Altreich, und zwar möglichst im Lebensalter unter 40, da für die 40jährigen und älteren das Wort gelte: Alte Bäume verpflanzt man nicht.

Hitler bekräftigte, selbstverständlich müßten überwiegend junge Kräfte nach dem Osten. Man müsse den Stolz in ihnen wecken, dort nicht in ein gemachtes Bett zu kommen, sondern die Möglichkeit zu haben, aus eigenem Können Großes zu schaffen. Daß sie bei Bewährung im Osten dann auch wesentlich schneller befördert werden müßten als alle Jahrgangskameraden, die im Altreich herumsäßen und dort einen bereits eingespielten Dienstbetrieb lediglich weiterzuführen hätten, sei selbstverständlich. Nur so erhalte die Berufung nach dem Osten tatsächlich den Charakter einer Auszeichnung.

Das Ziel seiner Ostpolitik sei – auf lange Sicht gesehen –, etwa 100 Millionen germanischer Menschen in diesem Raum ein Siedlungsgebiet zu erschließen. Man müsse alles daransetzen, mit eiserner Zähigkeit eine Million deutscher Menschen nach der anderen dorthin zu bringen. Spätestens in zehn Jahren wünsche er Meldung darüber zu erhalten, daß in den Deutschland bereits wieder eingegliederten bzw. von unseren Truppen besetzten Ostgebieten 10 Millionen deutsche Menschen lebten. Was sich hier schaffen lasse, um den Menschen auch die nötigen kulturellen Voraussetzungen zu erstellen, zeige die Tatsache, daß es sogar die Polen fertiggebracht hätten, der Innenstadt Gotenhafens durch Anlage schöner breiter Straßen ein Gesicht zu geben.

Gauleiter Forster warf ein, daß man seines Erachtens auch während des Krieges besonders vordringliche kulturelle Bedürfnisse nicht blindlings ignorieren dürfe. Zum Beispiel gebe es in ganz Gotenhafen nur drei kleine, aber kein einziges großes Kino und keine einzige große Versammlungshalle, so daß man – wenn Kriegsschiffe im Hafen lägen – nicht

einmal überlegen, daß sich ein Arbeiter aus dem Altreich kaum bereifinden werde, als Bühnenarbeiter nach Graudenz zu gehen, daß man also bei der Ablehnung des Gesuchs schwerlich einen Ersatz für den Gesuchsteller erhalte. Ähnlich lägen die Dinge bei katholischen Krankenschwestern, wenn sie auf Seuchenstationen tätig seien, bei einer polnischen Frau, die einem deutschen Schwerkriegsbeschädigten den Haushalt führe usw. Er stehe deshalb auf dem Standpunkt, die Entscheidung über die Eindeutschung von Polen müsse man auf Grund des Gesamteindrucks eines Menschen auch dann im positiven Sinne fällen, wenn man seine deutsche Abstammung nicht einwandfrei feststellen könne, er aber in seinem Aussehen, in seiner charakterlichen Haltung, und in seiner Intelligenz eindeutig germanische Züge aufweise.

Wenn Professor Günther als Rasseforscher bei einer zehntägigen Fahrt durch den Gau Danzig-Westpreußen festgestellt habe, daß vier Fünftel des Polentums im Norden des Reichsgaues eingedeutscht werden könnten, so halte auch er das für möglich. Man müsse sich eben bei der Einzelentscheidung immer vor Augen halten, daß das Leben stärker sei als die Theorie und deshalb eindeutschen, was nach einer gesunden Lebenserfahrung und Lebensbeurteilung eindeutschenswert sei. Beim Süden und Südosten des Gaues halte er es allerdings für richtiger, dort erst einmal einige Militärgarnisonen hineinzulegen und das Blut der für eine Eindeutschung in Betracht kommenden Bevölkerungskreise auffrischen zu lassen. Solange in diesem Gebiet nicht klar sei, wie das endgültige volkstummäßige Schicksal seiner Bewohner aussehen werde, sei es auch ratsam, sie nicht der „Betreuung“ durch katholische Pfarrer aus dem Altreich auszuliefern, sondern ihnen ihre polnischen Pfarrer zu belassen. Denn bei dem Druck, dem sich die polnischen Pfarrer ausgesetzt fühlten, seien sie jeder Einflußnahme zugänglich und erkundigten sich am Ende einer jeden Woche sogar auf dem Landratsamt, worüber sie in der Kirche predigen sollten. Noch besser wäre es seines Erachtens, den polnischen Bischof für einen engen Kontakt zum Gauleiter zu gewinnen, um durch ihn die erwünschten Themen und Weisungen an die Pfarrer ergehen zu lassen. So sei es möglich, auch während der ganzen Übergangszeit Ruhe und Ordnung im Lande zu sichern.

Den Ausführungen Forsters wurde verschiedentlich widersprochen. So betonte Hitler, daß schon ein gewisser Herr „Karl der Große“ restlos ohne Erfolg versucht habe, mit Bischöfen in seinem Stabe die Kirche zu einer „deutschen“ Politik zu gewinnen.

Als Bormann dann daraufhinwies, daß man trotz aller Rücksichtnahme auf praktische Gegebenheiten den Grundsatz festhalten müsse, nicht durch eine zu weitgehende Eindeutschung von Polen dem deutschen Volkstum Blutströme zuzuführen, die sein Wesen ungünstig beeinflussen

Beweis dafür, daß die Vertreter germanischer Volksstämme, die sich in Kärnten angesiedelt hätten, nicht nur das dortige Blut aufgefrischt, sondern darüber hinaus sich auch mit ihrem rassisch stärkeren Blut durchgesetzt hätten. Er sei deshalb fest entschlossen, in alle Gebiete, in denen das vorhandene Volkstum schlecht sei, rassisch hochwertige Militäreinheiten wie z. B. Formationen der Waffen-SS hinzulegen und durch sie eine Auffrischung des Blutes der Bevölkerung besorgen zu lassen.

Rassepolitik und Moral (Vielweiberei preußischer Prinzen, Vielehen der Türken)

Wenn ihm dabei entgegengehalten werde, daß ein derartiges Vorgehen die Moral des deutschen Volkes ins Wanken bringe, so könne er nur erwidern: es werde höchstens jene verlogene Moral der oberen Zehntausend dadurch lädiert, die es dem Türken übelnehme, wenn er sein ganzes Leben mit vier Frauen in ehelicher Gemeinschaft verbringe, während preußische Prinzen unbeanstandet in ihrem Leben einen Verbrauch von 40 und mehr Maitressen haben könnten. Die Verlogenheit, die in einer derartigen Auffassung zum Ausdruck komme, könne ihn rasend machen. Denn ein preußischer Prinz, der von den mehreren Dutzend Frauen, zu denen er in intimen Beziehungen stehe, einer nach der anderen den Laufpaß gebe und sie – ihrer überdrüssig geworden – wie tote Gegenstände beiseitwerfe, werde von diesen Moralheuchlern als Ehrenmann angesehen, während der anständige deutsche Mann, der die Frau, die ein Kind von ihm erwarte, ohne Rücksicht auf ihren Stand heiraten wolle, von ihnen mit einer Flut von hämischen Bemerkungen bedacht werde. Eine Fülle von Abtreibungen, zahllose Fälle von Kinderlosigkeit gesunder Frauen gingen auf das Schuldkonto dieser Moralheuchler. Dabei könne es eine schönere Weihe als ein gesundes Baby für die Liebe zweier Menschen doch gar nicht geben. Obwohl dies jedem vernünftigen Menschen einleuchten müsse, da die Natur durch ihr Produkt, das Baby, die Liebe der beiden sichtlich gesegnet habe, glaubten diese lächerlichen Hornochsen, den staatlichen Stempel als das Wesentlichste einer Verbindung zweier Menschen hinstellen und von ihm das Urteil über die Ehrenhaftigkeit oder Unehrenhaftigkeit der Menschen abhängig machen zu können.

Seines Erachtens sei es geradezu das Ideal, daß zwei Menschen sich fänden und auf Grund einer durch ein Kind gesegneten Liebe für immer zusammenblieben. Wie hätten sich wohl unsere Bauernhöfe zum Teil 700 und noch mehr Jahre in einer Familie halten sollen, wenn nicht die Heirat meist erst dann vollzogen worden wäre, wenn bereits ein Kind unterwegs gewesen wäre! Die katholische Kirche habe diesem Umstand

deshalb auch in seinen Gesichtskreis gebracht worden. Ihn habe jedoch das ausgesprochen jüdische Aussehen des Mannes abgestoßen. Man habe ihm aber immer wieder versichert, daß nach dem besonders weit zurückreichenden Stammbaum des Freiherrn keinerlei Anzeichen für eine nichtarische Blutbeimischung bei ihm gegeben seien. Nun stellte sich durch einen Zufall heraus, daß eine Urvorfahre des Freiherrn 1616 in Frankfurt a. M. als Tochter volljüdischer Eltern zur Welt gekommen sei.

Über 300 Jahre lägen also zwischen der Jüdin und dem heutigen Freiherrn v. Liebig. Und obwohl er außer dieser Jüdin nur Arier zu seinen Vorfahren zähle, zeige er in seinem Aussehen eindeutig die rassischen Merkmale des Juden. Dies bestätige seine Auffassung, daß sich bei Mischlingen — selbst wenn der jüdische Bluteinfluß noch so gering ist — im Laufe der Generationen immer wieder ein reinrassiger Jude ausmendele. Das jüdische Volkstum sei eben zäher.

Der beste Beleg für die Richtigkeit dieser Auffassung sei ja in der Person Roosevelts gegeben. Roosevelt, der nicht nur in der Behandlung politischer Angelegenheiten, sondern auch in seiner Rabulistik wie ein Jude auftrete, habe sich kürzlich selbst der Beimischung „edlen“ jüdischen Blutes gerühmt. Der aparte Typus seiner Frau sei auch auf nichts anderes als darauf zurückzuführen, daß sie ihrer Abstammung nach irgendwie Halbblut repräsentiere und farbige Blutbeimischungen aus dem amerikanischen Osten aufweise.

Die angeführten Beispiele müßten jedem vernünftig Denkenden die Augen darüber öffnen, welch große Gefahren für beide Seiten das Mischlingswesen in sich berge. Die Rassen seien nun einmal von der Vorsehung verschiedenartig konstruiert. Eine völlige Einvolkung fremdrassigen Blutes sei ausgeschlossen. Der fremdrassige Einschlag komme immer wieder zum Durchbruch.

Das deutsche Volk schade sich daher selbst, wenn es Mischlinge zum Wehrdienst zulasse und ihnen auf diese Weise die Möglichkeiten für eine Gleichstellung mit Deutschblütigen eröffne. Eine weitere Belastung des deutschen Blutes mit rassisch fremden Elementen sei nicht zu verantworten. Ausnahmegenehmigungen für Mischlinge seien daher auf ein minimalstes Minimum zu beschränken¹.

¹ Während dieser Ausführungen brachte mir eine Ordonnanz folgende Karte Reichsleiter Bormanns: „Dr. Picker. Besonders genau und ausführlich aufschreiben, was der Führer über Behandlung und Gefährlichkeit unserer jüdischen Mischlinge sagte, warum diese Mischlinge nicht in die Wehrmacht und nicht gleichgestellt werden sollen. B.“ (H.P.)

2. VII. 1942 abends

Besiedlung der Krim

Hitler erzählte beim Abendessen, daß er eine Denkschrift des Gauleiters Frauenfeld über die Lösung der Südtiroler Frage gelesen habe. Frauenfeld mache den Vorschlag, die Südtiroler geschlossen nach der Krim zu verbringen und dort anzusiedeln. Damit werde das alte Streitobjekt mit Italien ein für allemal begraben.

Er, Hitler, halte den Vorschlag für außerordentlich gut. Denn kaum irgendwo auf der Erde habe sich ein Volkstum durch die Jahrhunderte besser gehalten als auf der Krim. Sowohl die Tartaren als auch die Goten seien lebendige Beispiele dafür. Er glaube auch, daß die Krim in klimatischer Hinsicht für das Südtiroler Volkstum durchaus geeignet sei. Außerdem sei sie – mit dem jetzigen Siedlungsgebiet der Südtiroler verglichen – ein Land, in dem Milch und Honig fließe.

Die Verbringung der Südtiroler nach der Krim biete weder physisch noch psychisch besondere Schwierigkeiten. Sie brauchten ja nur einen deutschen Strom, die Donau, hinunterzufahren, dann seien sie schon da.

5. VII. 1942 abends

Die Oberammergauer Passionsspiele als Anschauungsunterricht für Rassen-Unterschiedlichkeit

Es sei eine der wichtigsten Aufgaben, Deutschlands kommende Geschlechter vor einem gleichen politischen Schicksal (wie dem deutschen von 1918 bis 1933) zu bewahren und deshalb das Bewußtsein der rassistischen Gefahren in ihnen wachzuhalten.

Allein schon aus diesem Grunde müßten die Oberammergauer Festspiele unbedingt erhalten werden.

Denn kaum je sei die jüdische Gefahr am Beispiel des antiken römischen Weltreichs so plastisch veranschaulicht worden wie in der Darstellung des Pontius Pilatus bei diesen Festspielen; erscheine dieser doch als ein rassistisch und intelligenzmäßig so überlegener Römer, daß er wie ein Fels inmitten des vorderasiatischen Geschmeißes und Gewimmels wirke. In der Anerkennung der ungeheuren Bedeutung dieser Festspiele für die

Aufklärung auch aller kommenden Geschlechter sei er ein absoluter Christ.

Aufgabe der Rassegesetze

Da nur ein klares Rassebewußtsein die Erhaltung unserer Rasse sichern könne, müßten unsere Rassengesetze ganz eindeutig gegen jede rassische Infektion, nicht nur gegen die der Juden, gerichtet sein. In der Aufklärung des deutschen Volkes über seine Rassengesetze müsse immer wieder betont werden, daß die Rassegesetze auch der Verseuchung des deutschen Blutes durch armenisches oder sonstiges nichtarisches Blut vorbeugen sollen.

Wir müßten alles daransetzen, um das Rassebewußtsein unseres Volkes so zu festigen wie das der Römer zur Zeit ihrer geschichtlichen Blüte. Unbewußt habe damals jeder Römer positive Abwehr gegen die Vermischung mit fremdländischem Blut geübt.

Ebenso sei es in Griechenland in seiner Glanzzeit gewesen. Der Markt von Athen hätte sich nach den uns überkommenen Berichten vor Lachen geschüttelt, als Paulus für die Sache der Juden gesprochen habe.

Wenn wir heute so wenige großartige Zeugnisse des Rassebewußtseins der römischen und der griechischen Glanzzeit überliefert vorfinden, so lediglich deshalb, weil die Judenchristen im vierten Jahrhundert Tempel über Tempel zerstört hätten. Auch die Zerstörung der Bibliothek von Alexandria sei ja ihr Werk.

7. VII. 1942 mittags

Nordische und Mittelmeerkultur und ihre Abhängigkeit vom Klima, Wald und Wasserwirtschaft

Beim Mittagessen erwähnte Hitler, daß bei den Ausgrabungen von Siedlungsstätten unserer Vorfahren aus vorchristlicher Zeit immer sehr viel Geschrei gemacht werde. Er sei gar kein Freund davon.

In derselben Zeit, in der unsere Vorfahren die Steintröge und Tonkrüge hergestellt hätten, von denen unsere Vorzeitforscher soviel Aufhebens machten, sei in Griechenland eine Akropolis gebaut worden.

Auch mit detaillierten Behauptungen über den Kulturstand unserer Vorfahren im ersten nachchristlichen Jahrtausend müsse man noch sehr vorsichtig sein. Wenn etwa in Ostpreußen eine uralte lateinische Bibel

24. X. 1941 abends

Kirche, Religion und Wissenschaft

Es gibt kein Wesen, keine Substanz, aber auch keine menschliche Institution, die nicht eines Tages altert. Jede Institution muß aber an ihre Unvergänglichkeit glauben, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Der härteste Stahl wird müde, sämtliche Elemente zersetzen sich. Und so sicher die Erde einmal vergeht, so sicher gehen sämtliche Institutionen eines Tages zugrunde.

Alle diese Erscheinungen gehen wellenförmig, keinen geraden Weg, sondern nach oben oder nach unten. Die Kirche liegt in immerwährendem Streit mit der freien Forschung. Es gab Zeiten, in denen der Widerstand der Kirche so groß war gegen die Forschung, daß Explosionen erfolgten. Darauf hat sich die Kirche zurückgezogen. Und die Wissenschaft hat an Schlagkraft verloren.

Heute wird um 10 Uhr in der Religionsstunde die Schöpfungsgeschichte mit den Worten der Bibel erzählt, während in der Naturkundestunde um 11 Uhr die Entwicklungstheorie vertreten wird. Beides widerspricht sich absolut. Ich habe als Schuljunge den Widerspruch empfunden und mich darin verbohrt und habe dem Professor der zweiten Stunde vorgehalten, was der der ersten Stunde gesagt hat, so daß die Lehrer in Verzweiflung gerieten! Die Kirche hilft sich damit, daß sie erklärt, die Darstellung der Bibel sei sinnbildlich zu verstehen. Würde einer vor 400 Jahren das behauptet haben, so wäre er unter frommen Gesängen geröstet worden.

Weil sie nunmehr tolerant ist, hat die Kirche gegenüber dem Zustand des vorigen Jahrhunderts wieder an Boden gewonnen. Sie nützt dabei aus, daß es im Wesen der Wissenschaft liegt, grundsätzlich der Wahrheit nachzustreben. Die Wissenschaft ist nichts weiter als eine Leiter, die man erklimmt. Mit jeder Stufe sieht man ein bißchen weiter. Aber an das Ende der Dinge sieht auch die Wissenschaft nicht. Stellt sich heraus, daß das jüngst für wahr Gehaltene auch nur eine Teilerkenntnis ist, mit welcher das Tor der Ewigkeit nicht aufgerissen ist, so erklärt die Kirche: wir haben es ja gleich gesagt! Aber: die Wissenschaft kann nicht anders. Denn wollte sie dogmatischen Charakter annehmen, so würde sie selbst Kirche. Wenn man sagt, der Blitz würde vom lieben Gott gemacht, so ist das nicht unrichtig. Sicher ist aber, daß der liebe Gott den Blitz nicht so dirigiert, wie es die Kirche behauptet. Die Definition der Kirche ist ein Mißbrauch der Schöpfung für irdische Zwecke. Die wirkliche Frömmig-

keit ist dort, wo das tiefste Wissen über die Unzulänglichkeit des Menschlichen wohnt.

Wer Gott nur in einer Eiche oder in einem Tabernakel sieht und nicht im Gesamten, der kann nicht tief innerlich fromm sein, er bleibt im Äußern stecken und, wenn es blitzt und donnert, fürchtet er, erschlagen zu werden zur Strafe dafür, daß er dieses oder jenes Gebot übertreten hat.

Liest man Streitschriften aus dem französischen 17. und 18. Jahrhundert oder die Unterhaltungen Friedrichs des Großen mit Voltaire, dann muß man sich schämen über den Tiefstand unserer heutigen Gespräche.

Die Wissenschaft ist eben wieder an einem gewaltigen Abschnitt der Frage angelangt, ob überhaupt zwischen dem Organischen und Anorganischen in der Natur ein substanzieller Unterschied besteht: Man hat Körper vor sich und weiß nicht, soll man sie zum Organischen oder Anorganischen rechnen.

Da wird die Kirche erst schreien, dann hält sie still und lehrt das ihrige neben dem andern. Neben der gigantischen Gewalt der naturgeschichtlichen Forschung wird aber eines Tages das Dogma verblassen. Es ist das auch logisch. Wenn das menschliche Hirn einen Schritt weiter denkt und das Glück hat, etwas von dem gewaltigen Schleier zu lüften, dann kann es nicht ohne Folgen bleiben.

Die zehn Gebote sind Ordnungsgesetze, die absolut lobenswert sind. Da durchdringen sich Kirche und Religion.

Die Kirchen sind dadurch entstanden, daß die Religion eine organisatorische Vertretung erhielt. Was das Unterbewußtsein fühlt, ist so ziemlich bei allen Menschen gleich, es formuliert sich aber bloß verschieden. Der eine merkt das Unzulängliche nur, wenn es ihm an den Kragen geht, der andere sieht es von vornherein, ohne daß Wasser und Feuer oder ein Erdbeben gekommen ist. Im Unterbewußtsein ist in jedem das Gefühl für die Begrenztheit menschlicher Macht vorhanden.

Das Mikroskop zeigt uns, daß die Größenordnung nicht nur nach außen, sondern auch nach innen geht: Mikrokosmos – Makrokosmos. Dazu kommen nun gewisse Erkenntnisse sehr natürlicher Art, z. B., daß das und jenes nicht gesund ist für den Menschen. Daher das Fasten und die vielen Heil-Lehren, die für den Menschen nützlich sind. Es ist kein Zufall, daß die ägyptische Priesterschaft zugleich die Ärzteschaft war. Wenn die moderne Wissenschaft daher nichts anderes tut als das beseitigen, dann schadet sie nur. Wenn umgekehrt das kirchlicherseits verwendet wird, um den menschlichen Fortschritt abzuwürgen, so ist das unerträglich, und daran muß eines Tages jede Kirche scheitern.

Bei alternden Menschen sind die Gewebe nicht mehr genügend elastisch. Der normale Mensch sieht ungern dem Sterben des andern zu.

dringliche liberale Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts getan hat: er sei ein Dirigent! Der gleiche Mensch, der, um rascher vorwärts zu kommen, ein Pferd, also einen Saurier mit einer ganz kleinen Hirnmasse, besteigt! Das ist das, was ich für das Schlimmste halte.

Die Russen konnten sich gegen ihre Popen wenden, aber sie durften das nicht umdrehen in einen Kampf gegen die höhere Gewalt. Tatsache ist, daß wir willenlose Geschöpfe sind, daß es eine schöpferische Kraft aber gibt. Das leugnen zu wollen, ist Dummheit.

Wer etwas Falsches glaubt, steht noch höher als der, der überhaupt nichts glaubt. So ein bolschewistischer Professor bildet sich ein, über die Schöpfung zu triumphieren. Solchen Menschen gegenüber werden wir Herr sein. Ob wir nun aus dem Katechismus oder aus der Philosophie schöpfen, wir haben eine Rückzugsmöglichkeit, während sie mit ihrer nur materialistischen Anschauung sich am Ende noch gegenseitig aufessen!

173

11. XI. 1941 abends

Überwindung statt Zerstörung der christlichen Kirche

Die Partei tut gut, sich von der Kirche fernzuhalten. Feldgottesdienste hat es bei uns nie gegeben. Lieber, sage ich mir, lasse ich mich eine Zeitlang exkommunizieren oder verbannen. Die Freundschaft der Kirche kommt einem teuer zu stehen. Denn habe ich Erfolg, so muß ich mir nachher sagen lassen, durch den Segen der Kirche hast Du es erreicht. Da mache ich die Sache schon lieber ohne Segen, und es wird mir keine Rechnung vorgelegt.

Rußland war der bigotteste Staat, den es gibt. Alles war mit religiösen Zeremonien verbunden. Das hat die Russen nicht gehindert, Prügel zu bekommen. So hat das Gebet der 140 Millionen Russen z. B. beim russisch-japanischen Krieg weniger genützt als das der zahlenmäßig viel kleineren japanischen Nation. Genau so war im ersten Weltkrieg das Gewicht ihrer Gebete geringer als das unserer Gebete. Aber nicht einmal im Innern vermochten ihre Geistlichen die Erhaltung des bestehenden Zustandes zu sichern. Es kam der Bolschewismus. Ja, die politisch-reaktionären Kreise haben dazu mitgeholfen: Rasputin haben sie beseitigt und damit eine Kraft, welche dem slawischen Element einer gesunden Lebensbejahung Geltung verschafft hätte.

Hätten sich nicht 1919/20 Nationalisten als Freiwillige gefunden, so

wäre auch bei uns das Priestertum dem Bolschewismus zum Opfer gefallen. Das Priestertum kann gefährlich werden, wenn es einem Staat schlecht geht. Dann sammelt es gern die negativen Kräfte und schafft damit Unruhe: Was haben die Päpste doch den deutschen Kaisern für Schwierigkeiten bereitet! Gern würde ich sämtliche Pfaffen antreten lassen, damit sie dafür sorgen, daß so ein englischer oder russischer Flieger nicht kommt. Aber dem Staat nützt momentan mehr, wer die Panzerabwehr bzw. Flugzeugabwehrkanone macht, als wer mit dem Wedel herumgeht. In den romanischen Ländern ist es immer an der Kippe gewesen, daß der Bolschewismus durch eine Radikalkur beseitigt, was an sich nicht mehr haltbar ist.

Als im Altertum die Plebejer für das Christentum mobilisiert wurden, hatte die Intelligenz mit der antiken Kultur nichts mehr zu tun. Heute kann niemand mehr die Lehre der Kirche als solche ernst nehmen, der mit der Naturforschung vertraut ist: Was im Widerspruch steht mit den Naturgesetzen, kann nicht von Gott sein, und der liebe Gott macht mit dem Blitzstrahl auch vor der Kirche nicht halt. Die ganz wesentlich auf die antiken Anschauungen aufgebaute religiöse Philosophie der katholischen Kirche steht unter dem Niveau der Wissenschaft der heutigen Menschheit. In Italien und Spanien kann das noch einmal enden mit dem Gurgelabschneiden.

Das will ich für uns nicht. Was sind wir glücklich, daß der Parthenon noch steht, das Pantheon und die anderen Tempel, obwohl wir mit der religiösen Seite dieser Tempel gar nichts mehr zu tun haben. Wie schön wäre es, wenn wir noch mehr davon hätten! Wir würden deshalb nicht in Gefahr sein, Zeus anzubeten.

Bei uns ist es ähnlich: Wir haben aus dem Mittelalter keine anderen Dokumente großer Art als die der Kirche. Mit einem einzigen Bildersturm beseitige ich alles, was seit dem 5. bis 17. Jahrhundert bei uns entstanden ist. Ich schaffe eine Lücke! Und um wie vieles würde die Welt ärmer!

Ich weiß nichts über das Jenseits und bin ehrlich genug, das zu bekennen. Andere behaupten, davon etwas zu wissen, ohne daß ich ihnen nachweisen kann, es sei anders.

Einem Bauernweibchen will ich meine Philosophie nicht aufzwingen. Die Lehre der Kirche ist auch eine Art der Philosophie, wenn auch meines Erachtens nicht gerade nach letzter Wahrheit strebend. Da die Menschen große Dinge aber nicht mitdenken können, schadet das nichts. Irgendwie mündet das alles ja doch in eine Erkenntnis der Hilflosigkeit des Menschen dem ewigen Naturgesetz gegenüber. Das ist nicht schädlich, wenn wir nur zu der Erkenntnis kommen, daß die ganze Rettung des Menschen darin liegt, daß er die göttliche Vorsehung zu begreifen

versucht und nicht glaubt, er könne sich gegen das Gesetz aufbäumen. Wenn der Mensch sich also demütig diesen Gesetzen fügt, so ist das wunderbar.

Da alle Erschütterungen von Übel sind, erachte ich es für das Schönste, wenn wir die Einrichtung der Kirche allmählich durch eine geistige Aufklärung überwinden und ihren Tod schmerzlos machen könnten. Das Allerletzte könnten Frauenklöster sein.

Eine Verinnerlichung ist für die Menschen etwas ganz Wunderbares. Es handelt sich nur darum, daß man das Giftige herausbringt. In dieser Hinsicht ist in den letzten paar Jahrhunderten schon viel geschehen. Man muß den Männern von der Kirche klarmachen, daß ihr Reich nicht von dieser Welt ist. Wunderbar, wie Friedrich der Große sich gegen den Versuch wendet, in den Staat hineinzuregieren: Die Randbemerkungen, die er an Eingaben von Pastoren hinschreibt, sind zum Teil salomonisch weise Urteile, die vernichtend sind. Jeder General sollte dies in die Hand bekommen. Man schämt sich, wie langsam die Menschheit vorwärtsgeht! Das Haus Habsburg hat in Joseph II. einen schwachen Nachahmer Friedrichs des Großen hervorgebracht. Wenn ein Haus in Jahrhunderten nur einen Mann wie Friedrich den Großen hervorbringt, so ist es gerechtfertigt vor der Geschichte.

Im Weltkrieg haben wir es erlebt, der Staat, der einzig religiös war, war Deutschland. Und gerade der Staat hat den Krieg verloren. Es ist ja auch Heuchelei, wenn heute der Freimaurer Roosevelt vom Christentum spricht. Alle Kirchen müßten aufstehen, das zu verbieten, nachdem er doch jeder christlichen Auffassung diametral entgegen handelt. Die Zeitenwende der Kirche ist gekommen. Es dauert noch einige Jahrhunderte, dann geschieht durch Evolution, was nicht durch Revolution geschieht. Jeder Gelehrte, der etwas entdeckt hat, haut ein Stück von der Basis weg. Es tut einem oft leid, daß man in einer Zeit lebt, in der einem noch nicht bewußt ist, wie die neue Welt aussieht.

Sein und Vergehen in der Natur. Die Härten der Judengesetzgebung

Es ist die Frage aufgeworfen, ob man recht tut, einer Frau einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich nach der Machtübernahme nicht entschlossen hat, sich von ihrem jüdischen Mann scheiden zu lassen, und ob nicht vielmehr umgekehrt bisweilen im Scheidungsbegehren sich eine

Gesinnungstüchtigkeit offenbart, die menschlich mehr abstößt, als daß sie überzeugt.

Sagen Sie das nicht! Vor zehn Jahren hat unsere ganze intellektuelle Welt noch keine Vorstellung von diesen Dingen gehabt. Mit unserer Rassegesetzgebung sind für den einzelnen große Härten verbunden, gewiß, aber bei ihrer Bewertung darf man vom Einzelschicksal nicht ausgehen: Der Zukunft erspare ich mit ihr unzählige Konflikte!

Ich bin überzeugt, daß es bei uns Juden gegeben hat, die in der Beziehung anständig waren, daß sie sich jeder gegen das Deutschtum gerichteten Maßnahme enthalten haben! Wieviele es waren, ist schwer zu sagen. Keiner aber hat für das Deutschtum gegen seine Rassegenossen den Kampf aufgenommen. Ich erinnere mich einer Jüdin, die im bayerischen Kurier gegen Eisner schrieb; aber nicht um der Erhaltung des Deutschtums wegen war sie seine Gegnerin, sondern aus spekulativer Erwägung. Sie hat gewarnt, die von ihm eingeschlagene Linie weiterzuverfolgen, denn diese Linie könne zu einer Reaktion führen, die dem Judentum nicht günstig sei. Wie es im vierten Gebot heißt: Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir gut gehe, so werden vom Juden die ethischen Forderungen nicht aufgestellt um ihrer selbst willen, sondern um damit etwas zu erreichen.

Das Naturgesetz des ewigen Lebenskampfes

Wer hat die Schuld, wenn die Katze die Maus frißt? Die Maus, die keiner Katze je etwas zu leid getan hat? Wir wissen nicht, welchen Sinn die Einrichtung hat, daß wir den Juden Völker zerstören sehen. Ist es so, daß ihn die Natur geschaffen hat, damit er andere Völker in Bewegung bringt? Dann sind Paulus und Trotzki die achtungswürdigsten Juden, weil sie dazu am meisten beigetragen haben. Mit ihrer Tätigkeit erzeugen sie die Abwehr. Diese folgt ihrer Tat, wie der Bazillus dem Körper folgt, den er zum Erliegen bringt! Dietrich Eckart hat mir einmal gesagt, er habe einen anständigen Juden kennengelernt, den Otto Weininger, der sich sogar das Leben genommen hat, als er dies erkannte.

Sonderbar ist, daß sich jüdische Mischlinge in der zweiten und dritten Generation häufig wieder mit Juden verbinden, daß die Natur aber schließlich für eine Ausscheidung sorgt: in der siebenten, achten und neunten Generation ist das Jüdische meist ausgemendelt, die Reinheit des Blutes anscheinend wiederhergestellt.

Man kann es schrecklich finden, wie in der Natur eines das andere verzehrt. Die Fliege wird von der Libelle, diese von einem Vogel, der wieder von einem größeren getötet. Das Größte ist, wenn es alt wird, die Beute von Bakterien. Und endlich erreicht in anderer Art auch diese das

Schicksal. Wenn wir Vergrößerungsmöglichkeiten in Millionenstärke hätten, würden wir neue Welten entdecken.

Alles in der Welt ist so groß, wie es klein ist, je nachdem, ob man es im Zusammenhang mit kleineren oder größeren Dingen sieht. So viel ist sicher: ändern kann man das nicht. Auch wenn man sich das Leben nimmt, fällt man als Stoff wie als Geist und als Seele in die Natur zurück. Die Kröte weiß nicht, was sie vorher war, und wir wissen es nicht von uns. Das einzige ist deshalb, die Gesetze der Natur zu erforschen, damit man sich nicht gegen sie stellt: Es hieße das sonst, sich auflehnen gegen ein Firmament. So ich an ein göttliches Gebot glauben will, so kann es nur das sein: die Art zu erhalten!

Geringer Wert des Einzellebens

Man soll auch das Einzelleben gar nicht so hoch bewerten. Wenn sein Bestand vonnöten wäre, würde es nicht untergehen. Eine Fliege legt Millionen Eier, die alle vergehen. Aber die Fliegen bleiben. Was erhalten bleiben muß, ist nicht zunächst die erarbeitete Erkenntnis, sondern die blutmäßige Substanz, aus der die Erkenntnisse kommen.

Die Freude am Schönen, natürliche Sinnenfreude und christliches Muckertum

Niemand ist gezwungen, das Dasein aus einer Perspektive zu betrachten, in der es nicht begehrenswert erscheint.

Der Mensch hat seine Sinne, um Schönes zu entdecken. Wie reich wird die Welt für den, welcher von seinen Sinnen Gebrauch macht! Dazu kommt, daß die Natur in jeden Menschen den Trieb gelegt hat, alles Schöne, was ihm begegnet, ändern zugänglich zu machen. Das Schöne soll Gewalt haben über die Menschen, es will in seiner Macht bestehen bleiben. Wie anders wäre es zu erklären, daß sich in Zeiten der Not stets Unzählige finden, die bedenkenlos bereit sind, ihr Leben für den Bestand ihres Volkes einzusetzen!

Wir haben nur das Unglück, eine Religion zu besitzen, welche die Freude am Schönen ertötet. Ein gewisses evangelisches Muckertum ist da noch schlimmer als die katholische Kirche. Jede der Kirchen hat ihre Bedeutung. Aber in dieser Hinsicht ist die evangelische eine nordische Gletschererscheinung, während die katholische, um tausend Jahre Erfahrung reicher und vom jüdischen Intellekt unmittelbar genährt, mit Klugheit zuwege gegangen ist: Man läßt den Menschen im Fasching sündigen – man weiß, abbringen läßt er sich davon nicht –, um ihm vom Aschermittwoch an mit der Schilderung der Höllenqual den Beutel zu öffnen zum Wohl der Kirche, bis – wieder die Zeit kommt, in der er sich ausleben mag.

13. XII. 1941 nachmittags

Christentum oder Religion der Rasse

Der Krieg wird ein Ende nehmen. Die letzte große Aufgabe unserer Zeit ist dann darin zu sehen, das Kirchenproblem noch zu klären. Erst dann wird die deutsche Nation ganz gesichert sein.

Ich kümmere mich nicht um Glaubenssätze, aber ich dulde auch nicht, daß ein Pfaff sich um irdische Sachen kümmert. In der Jugend stand ich auf dem Standpunkt: Dynamit! Erst später sah ich ein, daß man das nicht übers Knie brechen kann. Es muß abfaulen wie ein brandiges Glied. Die gesunde Jugend ist bei uns.

Gegen eine absolute Staatskirche, wie sie die Engländer haben, habe ich nichts. Aber es kann nicht wahr sein, daß man auf die Dauer durch ein Dogma die Welt halten kann. Erst im sechsten, siebenten, achten Jahrhundert ist unseren Völkern durch die Fürsten, die es mit den Pfaffen hielten, das Christentum aufgezwungen worden. Vorher haben sie ohne diese Religion gelebt. Ich habe sechs SS-Divisionen, die vollständig kirchenlos sind und doch mit der größten Seelenruhe sterben.

Christus war ein Arier. Aber Paulus hat seine Lehre benutzt, die Unterwelt zu mobilisieren und einen Vorbolschewismus zu organisieren. Mit dessen Einbruch geht die schöne Klarheit der antiken Welt verloren. Was ist das für ein Gott, der nur Wohlgefallen hat, wenn die Menschen sich vor ihm kasteien?

Ein ganz klares, einfaches Beispiel: Der liebe Gott setzt die Voraussetzung für den Sündenfall. Nachdem es mit Hilfe des Teufels endlich geklappt hat, bedient er sich einer Jungfrau, um einen Menschen zu gebären, der durch seinen Tod die Menschheit erlöst.

Der Mohammedanismus könnte mich noch für den Himmel begeistern. Aber wenn ich mir den faden christlichen Himmel vorstelle! Da hat man einen Richard Wagner auf der Erde gehabt, und drüben hört man nichts als Halleluja und Palmwedeln, Kinder im Säuglingsalter und alte Menschen! Ein Insulaner verehrt wenigstens noch Naturkräfte. Ein Neger mit seinem Fetisch ist ja einem, der an das Wunder der Verwandlung glaubt, turmhoch überlegen. Manchmal verliert man die ganze Achtung vor der Menschheit. Nicht vor der Masse. Die hat nie etwas anderes gelernt! Aber daß Parteiminister und Generale überzeugt sind, daß wir ohne den Segen der Kirche nicht siegen können! Dreihundert Jahre kämpfen die Deutschen nun schon, ob man im Abendmahl Gott in einerlei oder zweierlei Gestalt zu sich nimmt.

Unsere religiöse Ebene ist schon die schmachlichste, die es überhaupt gibt. Auch das Christentum der Japaner ist eine in ihre Welt abgewandelte Angelegenheit. Die Japaner tun sich leicht. Sie besitzen eine Religion, die sie auf die Natur zurückführt. Den Jenseitsgedanken des Christentums kann ich nicht ersetzen, weil er nicht haltbar ist. Der Ewigkeitsgedanke aber wird in der Art fundiert. Geist und Seele gehen gewiß wieder zurück in das Gesamtreservoir wie der Körper. Wir düngen damit als Grundstoff den Fundus, aus dem neues Leben entsteht. Über das Warum und Weshalb brauche ich mir den Kopf nicht zu zerbrechen. Ergründen werden wir das Wesen der Seele nicht.

Wenn es einen Gott gibt, dann gibt er nicht nur das Leben, sondern auch die Erkenntnis. Reguliere ich auf Grund der mir von Gott gegebenen Einsicht mein Leben, dann kann ich mich irren, aber ich lüge nicht.

Das körperlich gedachte Jenseits der Kirche scheitert schon daran, daß jeder, der herunterzuschauen gezwungen wäre, ein Martyrium hätte: Er müßte sich totärgern über die Fehler, welche er die Menschen immerfort begehen sähe.

H. St. Chamberlains Fehler war, an das Christentum als eine geistige Welt zu glauben. Der Mensch legt überall seinen menschlichen Maßstab an: Was größer als er ist, nennt er groß, was kleiner ist, nennt er klein. Fest steht: Irgendwo in der Weltskala sitzen wir drin. Die Vorsehung hat den einzelnen geschaffen in seiner Art, und damit ist viel Freude gegeben. Denn wir können nichts anderes tun, als uns an dem freuen, was wir schön finden. Ich strebe einen Zustand an, in dem jeder einzelne weiß, er lebt und stirbt für die Erhaltung seiner Art! Die Aufgabe ist, den Menschen so zu erziehen, daß er der größten Verehrung würdig ist, wenn er Besonderes tut zur Erhaltung des Lebens seiner Art.

Es ist gut, daß ich die Geistlichen nicht hineingelassen habe in die Partei. Am 21. März 1933 – Potsdam – war die Frage: Kirche oder nicht Kirche? Ich hatte den Staat gegen den Fluch der beiden Konfessionen erobert. Wenn ich damals angefangen hätte, mich der Kirche zu bedienen – wir sind an die Gräber gegangen, während die Männer des Staates in der Kirche waren –, so würde ich heute das Schicksal des Duce teilen. Für sich ist er ein Freigeist. Aber er hat mit Konzessionen begonnen, während er sich besser wie ich mehr nach der revolutionären Seite gewandt hätte. Ich würde im Vatikan einmarschieren und die ganze Gesellschaft herausholen. Ich würde dann sagen: „Verzeihung, ich habe mich geirrt!“ – Aber sie sind weg!

Immerhin, unsere Sache ist es nicht, daß die Italiener oder Spanier das Christentum verlieren.

müßten vom Staat unbedingt und unbesehen abgelehnt werden. Die Begründung für eine derartige Ablehnung liege ja auf der Hand. In Ermangelung der vielen geistlichen Stärkungsmittel der Kirche könne es nach ihren eigenen Lehren profanen Kräften ja niemals so gut gelingen, Ordnung zu schaffen, als der Geistlichkeit. Wie solle ein armes Staatswürstchen wie er z. B. ein solch schwieriges Werk auch angreifen?

Die Bestimmung über die Geldzuwendungen an die Kirche müsse, ebenso wie jede andere Vereinbarung, selbstverständlich ausschließlich Angelegenheit der Reichsstatthalter sein. Daß die Reichsstatthalter irgendwelche Verträge mit der Kirche abschließen würden, die gegen das Reich gerichtet sind oder dem Reichsinteresse Abbruch tun, brauche man nicht zu befürchten. Denn einmal habe man die Gauleiter ja fest in der Hand. Zum anderen seien die meisten Reichsstatthalter in diesen Dingen heute schon schärfer als er.

Nach Beendigung des Krieges werde es mit dem Konkordat aus sein. Er werde sich persönlich das Vergnügen machen, der Kirche alle jene Fälle vorzuhalten, in denen sie das Konkordat gebrochen habe. Man denke nur an die enge Zusammenarbeit der Kirche mit den Mördern Heydrichs! Diese hätten ja nicht nur in einer Prager Vorstadtkirche Unterschlupf gefunden, sondern von den mit ihnen zusammensteckenden Geistlichen sogar die Möglichkeit erhalten, sich im Altarraum zu verschanzen.

Die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sei ein lehrreiches Beispiel dafür, wie Unvorsichtigkeiten eines Staatsmannes sich auf Jahrhunderte auswirken könnten. Als Karl der Große Weihnachten 800 in der Peterskirche in Rom im Gebet gekniet habe, habe der Papst ihm – bevor er zum Überlegen der Auswirkungen einer solchen symbolischen Handlung Zeit gehabt habe – schwupp: eine Krone aufs Haupt gesetzt. Dadurch, daß er es geschehen ließ, habe er seine Nachfolger einer Gewalt ausgeliefert, die ein vielhundertjähriges Martyrium über die deutsche Staatsführung und das deutsche Volk gebracht habe.

Da es zu allen Zeiten, also auch heute, maßgebliche Leute gebe, die so unvorsichtig seien, sich von anderer Seite eine goldene Krone aufhängen zu lassen, könne man gar nicht nachdrücklich genug auf die ungeheuren Wirkungen einer solchen, oft fast nebensächlich erscheinenden Geste hinweisen.

Es liege auf derselben Linie und sei ein ebensolcher Unsinn, wenn das Auswärtige Amt glaube, jede Note des Vatikans unbedingt beantworten zu müssen. Dadurch, daß man antworte, anerkenne man ja schon eine Befugnis des Vatikans, sich in innerdeutsche Angelegenheiten – wenn auch auf kirchlichem Gebiet – einzumischen und offiziell mit uns in Verbindung zu setzen.

ausdrücken können, wir würden zugleich in den Lauten immer armseliger und schwächer werden, unsere Sprache würde sich bald anlassen wie das Japanische. Ein reines Gekrächze, ein Gegacker kommt da heraus. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man das überhaupt noch singen kann!

Seien wir doch froh, über möglichst viele Ausdrucksmittel zur Nuancierung zu verfügen! Seien wir doch dankbar für die Klangfarben der uns zu Begriffen gewordenen Fremdworte! Man stelle sich vor, wenn wir damit anfangen, Fremdworte auszumerzen, wo wollten wir damit aufhören! Ganz abgesehen von dem Gefahrenmoment zu irren, was die Sprachwurzel angeht. Die Arbeit vieler Generationen vor uns ginge uns dabei verloren.

Und schließlich müßten wir uns noch alles anderen entäußern, das je von draußen zu uns gekommen ist. Genug des Aberwitzes! Logischerweise müßten wir weiter auch auf die Einrichtung verzichten, die mit dem Begriff von uns übernommen wurde. Es ist ein Gebot der Aufrichtigkeit, mit dem Wort „Theater“ auch die Institution als solche abzulehnen. Eine Gemeinheit wäre es, die Institution zu übernehmen, aber so zu tun, als hätten wir sie erfunden.

Sprachliche Änderungen vorzunehmen, sind nur die größten Denker eines Volkes berufen! In der Zeit vor uns wäre ein einziger zuständig gewesen: Schopenhauer!

Inwieweit man einem Gedankenflug mit den vorhandenen Worten noch gerecht wird, das kann nur ein Genie abwägen! Solange ein Volk lebendig ist, fließen ihm fortgesetzt neue Begriffe und Erkenntnisse zu. Unmöglich, sich dagegen wehren zu wollen. Davon haben wir auszugehen!

Hat sich mit einem aus einer fremden Sprache übernommenen Begriff ein Fremdwort eingebürgert und klingt es gut, so kann es uns zur Bereicherung unseres Sprachschatzes nur willkommen sein. Lediglich auf eins haben wir dabei zu achten: daß das Fremdwort nun auch von allen so ausgesprochen wird, wie es richtig gesprochen lautet. Zwischen Schriftbild und Aussprache soll keine Diskrepanz entstehen wie heute im Englischen! Wenn man für jeden Laut einen Buchstaben hat, darf die rechte Aussprache nicht abhängig bleiben davon, ob einer die Sprache zu sprechen weiß, der das Wort entstammt: Das Wort muß von uns so geschrieben werden, daß jeder, der es liest, es richtig ausspricht!

als Gegenzahl bergab gegangen sei. Der jüdische Einfluß habe doch insoweit verheerend gewirkt. Man müsse das an Stalin schätzen, daß er den Juden an die Kunst nicht heranlasse.

Wie Hitler ein Buch liest

Er lese ein Buch immer in der Weise, daß er sich zunächst den Schluß ansehe, dann in der Mitte einige Stellen lese, und erst, wenn er dabei einen positiven Eindruck gewonnen habe, das ganze Buch durcharbeite.

198

25. III. 1942 abends

Tanzkunst und Tänzerinnen

Hitler erzählt beim Abendessen: Am Nachmittag habe er das Tollste gesehen, was er bisher überhaupt an Fotos aus den USA zu Gesicht bekommen habe. Die Abbildung eines Girls, das bestimmt sei, dem USA-Reserve-Offizierkorps das Benehmen beizubringen. Eine Übersteigerung des Girlkultes, daß man sich nur an den Kopf fassen könne! Aber es sei ja nun einmal so in den USA, daß man drüben Oberst leichter als bei uns Leutnant würde und die Ernennung zu hohen militärischen Rängen oft ein reines Managen von Geschäftsleuten sei.

Hitler kam dann auf die Tanzkunst zu sprechen und meinte: Das müsse man den Amerikanern ja lassen, Tänzerinnen von wirklichem Können hätten sie aufzuweisen wie wir z. Z. wohl niemanden! Insbesondere denke er da an Myrian Verne, die in ihrem graziösen, eleganten Bühnentanz ein einziger ästhetischer Genuß sei. Es sei jammerschade, daß es nicht gelungen sei, für diese Tänzerin, die nicht nur im Metropoltheater in Berlin, sondern auch auf seinem Bühnenfest in der Reichskanzlei begeistert habe, eine Ausreiseerlaubnis aus den USA zu erwirken.

Auch die Marian Daniels, die in der Scala und später in München im Gärtnerplatztheater in der „Lustigen Witwe“ aufgetreten sei, sei eine Könnlerin, wenn ihn persönlich der ästhetische Anblick des graziösen Tanzes auch mehr freue als der des akrobatischen Tanzes, den man nicht als ästhetisch, wohl aber als bewunderungswürdig bezeichnen müsse. Er habe sich sehr gefreut, daß diese Künstlerin ihn, als er ihr seine Anerkennung aussprach, lediglich um ein Autogramm gebeten habe. Welch hartes Training sei die Voraussetzung solchen Tanzens, ein Trai-

befreien. So beabsichtige er, aus der Nationalgalerie in Berlin die Bilder der Spanier usw. in das Kaiser-Friedrich-Museum überzuführen, in dem er romanische und ausgesprochen christliche Kunst vereinigen wolle. Die Nationalgalerie solle zukünftig nur noch germanische und deutsche Meister in ihren besten Schöpfungen zeigen. Die moderne Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts wolle er wieder in einer besonderen Galerie für moderne Meister zusammenfassen.

201

12. IV. 1942 abends

Kunstankäufe Hitlers

Nach dem Abendessen äußerte Hitler, daß er es nur einer Reihe von Zufällen und Glücksumständen zu verdanken habe, wenn er für unser Volk eine Fülle wirklich bedeutender Kunstwerke habe zurückerwerben können. Allein für das Linzer Museum habe er 1000 Bilder alter Meister angekauft, vor allem Holländer, Flamen, aber auch einen Leonardo da Vinci, einige Schwind, einen Feuerbach usw.

Außerdem habe er in einer Zeit, in der kein Mensch an den Kauf von Meistern des 19. Jahrhunderts gedacht habe, diese Bilder aufgekauft, so daß er sie im Linzer Museum immer nach Kunstrichtungen ordnen könne, etwa einen Hauptraum mit Defregger-Bildern und in den Nebenräumen einige besonders gut geratene Werke seiner Schüler bzw. derjenigen Maler, die in Anlehnung an seine Kunstauffassung gemalt haben. Jeder, der die Malkunst des 19. Jahrhunderts studieren wolle, müsse so später in die Linzer Galerie, weil er nur dort vollständige Sammlungen finde.

22 //
Alte Meister habe er überwiegend aus jüdischem Besitz erhalten. Auch die Eremitage mit ihren einmaligen Schätzen sei von ihm aus Judenbesitz erworben worden, nachdem sie durch russische Juden aus Moskau nach den USA und durch amerikanische Juden nach Holland verkauft worden sei. Leider habe sie von 60 Rembrandts nur noch sieben erhalten. Er habe sie mit neun Millionen durch Gläubigerabfindung aus einer pleite gegangenen jüdischen Vermögensmasse gekauft.

Der jüdische Kunstbesitz sei schwer zu erfassen, da die Juden alles für sich haben und die von ihnen aufgekauften Kunstwerke nicht in Galerien, wie z. B. der Schackgalerie, der Allgemeinheit zur Erbauung zur Verfügung stellen wollten. In dem in Deutschland beschlagnahmten Besitz der Juden habe sich nicht ein einziges „entartetes“ Kunstwerk befunden.

Es sei bedauerlich, beim Studium von Büchern über das Thema Staat/Kirche immer wieder feststellen zu müssen, daß eine Staatsführung die wahren Interessen des Volkes sehr, sehr leicht zugunsten irgendwelcher Ideologien oder Interessenklüngel preisgebe. Nur so sei es verständlich, daß sogar eine Freiheitsheldin wie die Jeanne d'Arc – Shaw habe das noch viel klarer herausgearbeitet als Schiller – von ihren einflußreichen französischen Zeitgenossen verraten worden sei und als Zauberin habe verbrannt werden können.

Was in solchen Fällen von dem rechtlichen Denken der Gerichte zu halten sei, zeige Ernst Hauggs Abhandlung über das „Deutschlandlied“. Nach ihr haben es deutsche Gerichte sogar fertiggebracht, die Freiheitslieder eines so bedeutenden Deutschen wie Hoffmann v. Fallersleben als „staatsabgewandt“ zu bezeichnen. Diese Richter hätten hinter den kleinen Belangen der in ihrem Staat herrschenden Dynastie die großen Belange des deutschen Gesamtvolkes einfach nicht gesehen.

Wenn man das wisse, müsse man es der habsburgischen Monarchie hoch anrechnen, daß sie den deutschen Gedanken auch in der Zeit, in der sich das Reich in Einzelstaaten aufgelöst habe und von dynastischen Interessen förmlich auseinandergerissen worden sei, hochgehalten habe.

211

26. VII. 1942 abends

Opern in Paris und Moskau

Schließlich sprach Hitler noch von seinem Besuch in der Pariser Oper. Die prachtvolle Außenfront habe Außerordentliches versprochen. Als er dann aber die ärmlichen, lediglich durch die Buntheit der Farben auffallenden Bühnendekorationen gesehen habe, hätte es ihm wirklich leid getan, festzustellen, wie schnell eine Kulturmetropole wie die Pariser Oper auf Grund des Unverständnisses der für sie zuständigen Leute abacken könne.

Da stehe Weimar doch auf einer ganz anderen Höhe.

Selbst die Sowjets hätten Verständnis für diese Dinge und versucht, durch Bessergestaltung der allgemeinen Lebensbedingungen den an ihren bedeutenderen Theatern tätigen Künstlern eine ordnungsgemäße künstlerische Arbeit zu ermöglichen. Künstlerinnen seien so auch die einzigen weiblichen Wesen, die in Rußland nicht nur auf soundsoviel Quadratmeter Wohnraum, sondern sogar auf ein eigenes Zimmer Anspruch hätten.

Was gibt es doch für schöne Frauen! Wir saßen im Ratskeller in Bremen. Kam da eine Frau herein: Da hat man wirklich geglaubt, der Olymp hat sich aufgetan. Einfach strahlend! Die Gäste haben Messer und Gabel niedergelegt. Und alle Augen haben an dieser Frau gehangen.

Dann später in Braunschweig! Da habe ich mir nachher die bittersten Vorwürfe gemacht! Allen meinen Herren ist es gegangen wie mir: Ein blondes Ding kam auf mich zugesprungen zum Wagen, um mir einen Blumenstrauß zu überreichen. Jeder hat sich des Vorgangs erinnert, aber keiner war auf den Gedanken gekommen, das Mädchen nach seiner Adresse zu fragen, damit ich ihr ein Dankwort hernach schreiben konnte. Blond und groß und wunderbar. Aber wie das so geht: Volksgedränge um und um. Und eilig war es auch, es tut mir jetzt noch leid.

Im Bayerischen Hof war ich einmal bei einer Festlichkeit zugegen, der viele schöne Frauen im Schmuck ihrer Brillanten Glanz gaben. Da trat eine Frau herein, so schön, daß neben ihr alles verschwand. Schmuck trug sie nicht. Es war Frau Hanfstaengl. Bei Erna Hanfstaengl habe ich sie dann einmal mit Mary Stuck zusammen gesehen. Drei Frauen, eine schöner als die andere – das war ein Bild! Auch in meiner Zeit in Wien bin ich vielen schönen Frauen begegnet.

Über meine Begegnung mit Eva Braun notierte ich am 30. 4. 42:

Der Berghof wird von einer 29jährigen, blonden Münchnerin betreut, die nicht nur das Personal gut im Zug hat, sondern es auch versteht, alles bis zum letzten Tüpfelchen genau so herzurichten, wie Hitler es sich wünscht. Sie heißt Eva Braun.

Als Eva Braun gestern mittag – übrigens gab es in Hitlers Abwesenheit eine phantastische Gemüseplatte – nach dem Essen von Frau Minister Esser ausgefragt wurde, ob sie wieder mit wegfahre oder hier oben bleibe, da es hier oben doch so schön sei und sie alles vorfinde, meinte sie: „Für sie sei es hier oben doch alles leer, wenn der Führer nicht da sei und sie verzichte deshalb gern auf alle Annehmlichkeiten hier oben, wenn sie dafür wieder einmal kurz in der Nähe des Führers sein dürfe, ihm ihre Hunde mit kleinen Kunststückchen vorführen könne usw. Denn leider nehme der Führer bei der Einteilung seiner Zeit auf private Dinge ja überhaupt keine Rücksicht, sondern richte sich ausschließlich nach seinen dienstlichen Belangen.“

Die Berghofverwaltung hat vor Fräulein Braun Hitlers Schwester bis zu ihrer Verheiratung wahrgenommen. Daß Fräulein Braun Star-Allüren fremd sind, obwohl sie der Typ der grazil-mondänen Großstadt-Sekretärin ist, erfuhr ich bei der gestrigen Filmvorführung, als ich selbstvergessen mein Glas auf einem funkel-nagel-neuen Radioschrank abstellte. „Lassen's das Bormann nicht sehen, der den Radio hereingegeben, sonst haben's einen unnötigen Ärger!“ – mit diesem herübergeflüsterten Wink bewahrte sie mich, den doch völlig uninteressanten Neuling, vor dem „gefürchteten Donnerwetter“! (H.P.)

sondern nach dem Süden gezogen sind: Das ganze ostelbische Gebiet war damals nicht um ein Haar etwas anderes als es heute für uns Rußland ist. Umsonst hat es die Römer nicht gegraut, über die Alpen zu steigen, und ohne Grund sind die Germanen da nicht hinunter.

Griechenland war ein einziger Eichen- und Buchenhain, die Oliven sind erst später hinzugekommen. Wenn Oberbayern heute wärmer ist, beruht das darauf, daß Italien keine Wälder mehr hat. Die Vernichtung der südlichen Kulturen hat den Klimawechsel herbeigeführt. Jetzt streichen die warmen Südwinde nach den Alpen und über die Alpen hinweg.

Der Germane mußte nach einem sonnigen Klima, um seine Fähigkeiten entwickeln zu können. In Griechenland und Italien konnte sich der germanische Geist erst entfalten! Im Laufe vieler Jahrhunderte ist er dann dahin gekommen, ein menschenwürdiges Dasein auch im nördlichen Klima einzurichten. Das Wissen hat ihm dazu verholfen.

Die Versetzung nach Germanien war für den Römer etwas Ähnliches wie für uns eine Zeitlang die Versetzung nach Posen. Man stelle sich vor: Ewige Regenzeiten und das ganze Gebiet in einen Morast verwandelt! Die Externsteine waren sicher nicht Kultstätten, sondern Zufluchtspunkte, auf welche die Leute sich zurückgezogen haben, um aus dem steigenden Schlamm herauszukommen. Kalt, feucht und trübe war dieses Land.

In einer Zeit, wo die anderen schon Steinstraßen besaßen, hat unser Land Zeugnisse einer Kultur nicht aufzuweisen. Zur Kultur haben nur die Seegermanen etwas beigetragen. Die Germanen, die in Holstein geblieben sind, waren nach 2000 Jahren noch Lackel, während ihre Brüder, die nach Griechenland ausgewandert waren, zur Kultur emporstiegen.

Über jede Eigenart hinaus erhält sich der „Fraß“. Die Suppe, die ich in Holstein gefunden habe, ist meines Erachtens die Suppe der Spartaner. Bei allen Funden in unseren Gegenden bin ich skeptisch: Diese Sachen sind oft ganz woanders erzeugt worden. Für ihren Bernstein haben die Germanen der Küste diese Dinge bekommen. Sie waren auf keiner höheren Kulturstufe wie heute die „Maori“, wohl aber war das griechische Profil bei ihnen zu Hause wie der römische Cäsarenkopf: Ich glaube, unter unseren Bauern sind mindestens 2000 mit solchen Köpfen zu finden.

Hätte Heinrich der Löwe sich hinter die Kaisergewalt gestellt, so wäre ihm der Gedanke an den Osten nicht gekommen. Wäre es nach ihm gegangen, so würde das Slawentum eine germanische Führerschicht bekommen haben, weiter wäre nichts erreicht gewesen. Wieviel deutsches Blut ist aber so slawisiert worden!

Lieber gehe ich zu Fuß nach Flandern als zu Rade nach dem Osten. Nur die Vernunft gebietet uns, nach dem Osten zu gehen. Wie freue ich mich, wenn ich von München weggann, so im März, um nach dem Rhein-

3. Er habe dafür gesorgt, daß alle Anhänger der Bewegung in die Versammlungen ohne Schlips und Kragen und ohne sich fein gemacht zu haben, gekommen wären und dadurch Vertrauen bei der handarbeitenden Bevölkerung erweckt hätten.

4. Er habe bürgerliche Elemente, die sich – ohne wahre Fanatiker zu sein – der NSDAP anschließen wollten, durch schreiende Propaganda, die inkorrekte Bekleidung der Versammlungsteilnehmer und dergleichen abzuschrecken versucht, um auf diese Weise die Reihen der Bewegung von vornherein von Angsthasen freizuhalten.

5. Er habe politische Gegner durch Saalschutz stets so unsanft hinausbefördern lassen, daß die gegnerische Presse – die die Versammlungen sonst totgeschwiegen hätte – über die Körperverletzungen bei NSDAP-Versammlungen berichtete und dadurch auf die Versammlungen der NSDAP aufmerksam machte.

6. Er habe einige Redner in die Rednerschulungskurse der anderen Parteien geschickt, um auf diese Weise die Themen für die Diskussionsredner zu erfahren und ihnen, wenn sie dann in NSDAP-Versammlungen mit diesen Themen auftraten, entsprechende Abfuhren zu erteilen. Er habe zur Diskussion sprechende Frauen aus dem marxistischen Lager stets in der Weise abgefertigt, daß er sie durch den Hinweis auf Löcher in den Strümpfen oder durch die Behauptung, ihre Kinder seien verlaust oder dergleichen, lächerlich gemacht habe. Da man Frauen nicht mit Vernunft-Argumenten überzeuge, sie andererseits aber auch nicht – ohne eine Gegenstimmung der Versammlung gegen sich zu erzeugen – durch den Saalschutz entfernen lassen könne, sei dies die beste Behandlungsmethode.

7. Er habe vor allem, wenn er zur Diskussion gesprochen habe, stets frei gesprochen und durch Parteiangehörige Zwischenrufe machen lassen, die – als Meinung der Zuhörerschaft frisiert – seine Ausführungen bekräftigt hätten.

8. Er habe beim Eintreffen von Räumkommandos der Polizei die Polizeibeamten durch Frauen auf einige am Eingang des Saals befindliche Gegner oder sogar auf Unbekannte aufmerksam machen lassen, da die Polizei wie ein losgelassener Schlachterhund in solch einem Fall ohne Sinn und Verstand darauf loshandle und man sie auf diese Weise am bequemsten ablenken oder gar loswerden könne.

9. Er habe Versammlungen anderer Parteien in der Weise sprengen lassen, daß Parteiangehörige sich dort als Ruhestifter betätigt und in dieser Maske Raufereien angezettelt hätten.

Mit diesen Mitteln sei es ihm gelungen, so viel gute Elemente der Arbeiterbevölkerung für die Bewegung zu gewinnen, daß er bei einem der letzten Wahlkämpfe vor der Machtübernahme nicht weniger als 180 000 Versammlungen habe durchführen lassen können.

Um das Gewinnen der Arbeiterschaft für die Bewegung habe sich Julius Streicher besondere Verdienste erworben. Ihm müsse man heute noch hoch anrechnen, daß er die Hochburg des Marxismus, Nürnberg, erobert habe, obwohl die Bevölkerung – soweit sie politisch sich interessiere – nur aus Juden und Arbeitern bestanden habe, die in der SPD oder KPD organisiert gewesen seien. Dadurch, daß Streicher ganz stur immer auf dem Juden herumgeschimpft habe, sei es ihm gelungen, die Arbeiterschaft von ihrer jüdischen Führerschaft zu trennen, und das, obwohl die Nürnberger Arbeiterschaft überwiegend aus Metallarbeitern, d. h. durchaus nicht unintelligenten und zäh am Marxismus festhaltenden Menschen bestanden habe. Diese Verdienste Streichers dürfe man ihm nie vergessen.

Streicher sei auch ein Meister der Versammlungstaktik gewesen, indem er zur Diskussion sprechende Gewerkschaftssekretäre nicht nur lächerlich und madig, sondern geradezu unmöglich gemacht habe, während er zur Diskussion sprechende Arbeiter zu überzeugen versucht hätte.

Deutsche und englische Geschichte

Wenn England heute in Indien scheitere, so liege das ganz allein daran, daß England heute nicht mehr die Kraft habe, wie ein Eroberer-volk zu herrschen. Die Engländer hätten ihre Geschichte in den letzten Jahrzehnten aber auch zu sehr überschätzt und sich so von einer strikten Befolgung der Weisheiten geschichtlicher Glanzzeiten abbringen lassen. Wie er die US-Amerikaner als Parvenüs ansehen müsse, wenn sie in der Welt mit ihrer Geschichte herumzuprahlen suchten, so müsse man es als Aufgeblasenheit der heutigen englischen Generation ansehen, wenn sie glaubten, auf Grund der 300 Jahre, in der sie in der Geschichte Beachtung finden, auf das 1000jährige deutsche Reich und seine Geschichte herabblicken zu dürfen.

Unsere Geschichte gehe auf Armin, zumindest aber auf Theoderich zurück und habe in den deutschen Kaisern Persönlichkeiten größten Formats hervorgebracht. Obwohl diese Kaiser Träger des deutschen Einheitsgedankens gewesen seien, sei die Überlieferung von ihnen zum Teil verschüttet, da alte deutsche Staatsgeschichte seit dem 15. Jahrhundert fast ausschließlich mehr in Österreich gelehrt worden sei. In

sei daher ganz ursprünglich empfunden, wenn weiß als Farbe der Trauer angesehen werde. Er freue sich an den Alpen auch erst richtig, wenn die Schneemassen, „die Leichentücher“ herunter seien.

abends – Auf der Fahrt nach Berlin in Hitlers Sonderzug

Die Machtübernahme 1933. Legal oder durch Staatsstreich?

Beim Abendessen kam Hitler noch einmal auf den Winter zu sprechen. Er erwähnte insbesondere die durch den letzten Winter bedingten Schwierigkeiten und die Verzweiflungsstimmung verschiedener Generale.

Wenn ihn diese Schwierigkeiten nicht hätten erschüttern können, so liege das vor allem daran, daß er in der Kampfzeit seiner Bewegung – insbesondere in den Tagen der Machtübernahme – zwischen ganz anderen Abgründen habe hindurch müssen und mehr als einmal vor der Alternative des Seins oder Nichtseins gestanden habe.

Er habe mehr als einmal Situationen zu bewältigen gehabt, die ihm den Gedanken des Staatsstreichs nahegelegt hätten. Er habe sich aber immer wieder selbst überwunden, nicht so zu handeln. Denn die Gefahr, daß ein Einsatz der Macht, die er gehabt habe, eben diese Macht ins Rutschen bringe, d. h. auch einmal zu einem Staatsstreich gegen ihn verleiten könnte, sei zu groß gewesen.

Da überdies der kürzeste Weg in der deutschen Geschichte die Lösung der Deutschland berührenden Probleme mit dem Schwert sei, habe er den legalen Weg auch gewählt, um die Kanzlerschaft zu erhalten, ohne den Widerspruch der Reichswehr herauszufordern, habe er diese über kurz oder lang ja doch dringend brauchen müssen.

Das Verhältnis Hindenburg–Hitler und die Staatsstreichversuche der Reichswehr, die Wiederbesetzung des Rheinlandes und der Austritt aus dem Völkerbund

Nach dem Abendessen behandelte Hitler die letzten Stadien des Weimarer Systems, als Deutschland nach Ordnung lechzte und sie um jeden Preis wiederhergestellt wissen wollte. Über das politische Kulissenpiel anlässlich seiner Machtübernahme sagte er:

Als er Kompromißlösungen, wie z. B. den Eintritt als Vizekanzler in ein Kabinett v. Papen, rundweg abgelehnt habe und als die daraufhin von General Schleicher gestarteten Bemühungen, durch intrigantes Zusammenwirken mit Gregor Strasser die Geschlossenheit der NSDAP zu erschüttern, ergebnislos verlaufen seien, habe sich die politische Lage aufs äußerste zugespitzt. Schleicher habe es nicht nur nicht geschafft, eine Tolerierungsmehrheit im Reichstag zusammenzubringen, sondern

Überlegungen eine besondere Rolle gespielt, da die Wehrmacht bei einer nicht legalen Machtübernahme als Keimzelle von Staatsstreichen von der Art des Röhmputsches nicht ungefährlich gewesen sei, andererseits bei einer legalen Machtübernahme aber so lange auf ihre rein militärischen Aufgaben habe beschränkt gehalten werden können, bis in Durchführung einer allgemeinen Wehrpflicht das Volk als Ganzes und mit ihm nationalsozialistischer Geist in sie einströmte und mit unaufhaltsam wachsender Kraft alle der nationalsozialistischen Bewegung gegenüber oppositionell eingestellten Elemente, insbesondere des Offizierskorps, überwucherte.

Nachdem am 22. I. 1933 der Aufmarsch der SA mit Front zum Berliner Karl-Liebknecht-Haus einen ungeheuren Prestige-Verlust der KPD erbracht und ganz Berlin in höchste Aufregung versetzt habe, sei er am 24. I. 33 wiederum von v. Papen um eine Unterredung gebeten worden. Von Papen habe ihm nunmehr eröffnet, daß Schleicher den Alten Herrn offiziell um die Vollmachten für eine Militärdiktatur gebeten habe. Der Alte Herr habe dieses Ansinnen aber abgelehnt und sich nunmehr bereit erklärt, Adolf Hitler auf der Grundlage einer nationalen Front und unter der Bedingung, daß v. Papen Vizekanzler werde, mit der Regierungsbildung zu beauftragen und um die Übernahme der Kanzlerschaft zu ersuchen. Er habe diese Mitteilung entgegengenommen, ohne sich auf irgendeine Diskussion von Details einzulassen, und habe als seine Bedingungen vor allem die Auflösung des Reichstags und die Ausschreibung von Neuwahlen genannt. Einer vorsichtigen Anregung einer Zehn-Minuten-Aussprache mit dem Alten Herrn sei er mit der Begründung ausgewichen, daß er am nächsten Tage von Berlin abwesend sei. Nach den Erfahrungen vom Vorjahr habe er nämlich jeden unbegründeten Zweckoptimismus in der Parteigenossenschaft, den Besprechungen beim Alten Herrn regelmäßig auszulösen pflegten, vermeiden wollen.

Die Rücksprache mit Herrn v. Papen habe er zum Anlaß genommen, die durch Göring eingeleiteten Verhandlungen über eine eventuelle Regierungsbildung zu intensivieren. Am schwierigsten hätten sich diese Verhandlungen mit den Deutschnationalen angelassen, da die Gier des Geheimrats Hugenberg nach Ministersesseln in keinem Verhältnis zur Stärke seiner Partei gestanden habe und er aus Sorge vor einem Wählerschwund von einer Reichstagsauflösung nichts habe wissen wollen. Als er nach einer vorübergehenden Abwesenheit von Berlin am 27. selbst mit Hugenberg verhandelt habe, habe auch er zu keinem gangbaren Ergebnis kommen können.

Die Vorverhandlungen zur Regierungsbildung seien weiter durch die Kreise um den General Schleicher erschwert worden, die sich in jeder Hinsicht quer zu legen versucht hätten. Der engste Mitarbeiter Schlei-

Vereidigung zu begeben, um als oberster Befehlshaber der Reichswehr eventuelle Putschversuche sofort unterdrücken zu können.

Am 30. I. 1933 um 11 Uhr habe er dem Alten Herrn melden können, daß das neue Kabinett gebildet und die für die Beauftragung des Kabinetts erforderliche verfassungsmäßige Abgeordnetenmehrheit im Reichstag gegeben sei. Er habe daraufhin aus den Händen des Alten Herrn seine Ernennung zum deutschen Reichskanzler erhalten.

Der Anfang seiner Regierungsarbeit mit diesem Kabinett sei aber alles andere als einfach gewesen. Außer Frick habe er zunächst keinen einzigen nationalsozialistischen Minister in der Regierung gehabt. Einige von den übrigen Männern, z. B. Blomberg und Neurath, hätten sich zwar sofort für ihn erklärt, andere hätten aber durchaus nach ihrem eigenen Kopf arbeiten wollen. Der später – am 24. III. 1933 – verhaftete Arbeitskommissar Gereke habe sich sogar von vornherein als sein grimmigster Feind gebärdet. Er habe sich deshalb ganz besonders gefreut, als Seldte zu ihm gekommen sei und erklärt habe, die Würfel seien gefallen, sein Verein, der Stahlhelm-Bund der Frontsoldaten, solle deshalb der von ihm – Hitler – gewollten Entwicklung künftig nicht entgegenstehen.

Zu den durch die Zusammensetzung des Kabinetts bedingten Schwierigkeiten sei hinzugekommen, daß der Alte Herr ihn mit der Kanzlerschaft lediglich deshalb beauftragt habe, weil eine andere verfassungsmäßige Lösung der Regierungskrise nicht mehr zu finden gewesen sei. Das sei vor allem darin zum Ausdruck gekommen, daß der Alte Herr seine Beauftragung von vornherein an eine Reihe von Vorbehalten geknüpft habe. So habe er angeordnet, daß alle Angelegenheiten, die die Reichswehr, das Auswärtige Amt und die Besetzung der Auslandsposten betrafen, ausschließlich seiner, des Alten Herrn, Entscheidung vorbehalten blieben. Weiter habe er bestimmt, daß er ihn, Hitler, nur in Gegenwart v. Papens zum Vortrag empfangen. Die Unterschrift des Alten Herrn zur Reichstagsauflösung habe er – nachdem er die Order am 31. III. 33 im Kabinett durchgepaukt gehabt habe – nur nach starkem Sträuben durch Vermittlung Meißners erhalten.

Nach acht bis zehn Tagen habe sich das Verhältnis des Alten Herrn zu ihm aber bereits gewandelt. Der Alte Herr habe ihn da in irgendeiner Sache sprechen wollen, er habe jedoch pflichtgemäß darauf aufmerksam gemacht, daß er ohne Begleitung v. Papens nicht zum Vortrag kommen dürfe und v. Papen z. Z. nicht in Berlin sei. Der Alte Herr habe daraufhin erklärt, daß er ihn alleine haben wolle, die Begleitung v. Papens erübrige sich für die Zukunft.

Nach drei Wochen sei der Alte Herr schon so weit gewonnen gewesen, daß er sich ihm zum ersten Male väterlich zugetan gezeigt und im Hinblick auf den Wahlkampf am 5. III. geäußert habe: „Was machen wir

nur, wenn Sie die Mehrheit nicht bekommen, dann haben wir wieder die alte Geschichte!“ Als die ersten Meldungen über die Wahlergebnisse gekommen seien, habe der Alte Herr dann bereits so ehrlich zu ihm gestanden, daß er mit einem befreiend freudigen Unterton in der Stimme erklärt habe, jetzt wird Hitler gewinnen. Und als die Wahl mit einem Riesensieg der NSDAP geendet habe, habe er offen bekannt, daß ihm der Parlamentsrummel im tiefsten Innern fremd und unsympathisch sei und jetzt ein für allemal mit der Wählerei Schluß sein solle.

Daß der Alte Herr trotz seines Alters auch damals noch ein Mann von Format gewesen sei, habe sich gelegentlich eines Berichts des Botschafters Nadolny über die Abrüstungsverhandlungen in Genf gezeigt. Nadolnys Vorschlag sei dahin gegangen, den Wünschen der Feindmächte auf sofort einzulösende Abrüstungszugeständnisse Deutschlands, denen die Abrüstung der anderen Mächte erst nach einigen Jahren folgen sollte, zu entsprechen. Nachdem er – Hitler – diesen Vorschlag rundweg abgelehnt und den Alten Herrn davon unterrichtet gehabt habe, habe sich Nadolny – ohne ihn, Hitler, davon zu verständigen – beim Alten Herrn zum Vortrag gemeldet. Der Alte Herr habe ihn aber wieder hinausgeworfen und hinterher darüber erzählt: Man solle ja nicht denken, daß er auf Grund des Vortrags von Nadolny umgefallen sei; er habe ihn vielmehr mit den Worten: „Sie sind ja für Moskau, scheren Sie sich dahin!“ abgefertigt.

Der Vorfall sei übrigens auch bezeichnend für die ganz besondere Art des Alten Herrn, alle Probleme auf einen ganz einfachen Nenner zu bringen. Der Alte Herr habe klar erkannt, welches Ränkespiel man auf der Genfer Abrüstungskonferenz mit uns geplant gehabt habe, daß wir nämlich Forderungen unterschreiben sollten, welche die anderen für sich keinesfalls einzuhalten gedachten. Er habe es daher auch gebilligt, daß am 14. Oktober 1933 um 1 Uhr mittags, wenige Minuten nachdem MacDonald in Genf in einer Sitzung des Völkerbunds die Abrüstungswünsche an Deutschland bekanntgegeben habe, durch den Reichspresseschef Funk der Kabinettsbeschluß der deutschen Reichsregierung über unseren Austritt aus dem Völkerbund der Weltpresse übergeben worden sei. Als das deutsche Volk den Völkerbundsaustritt und damit seine – Hitlers – Politik mit 95% aller Stimmen, also einem Riesen-„Ja“ –, bestätigt habe, habe der Alte Herr sich wirklich herzlich gefreut.

Auch in der Erörterung der Wiederbesetzung des entmilitarisierten Rheinlands sei der Alte Herr wunderbar gewesen und habe durch seine mannhafte Haltung imponiert. Die Minister dagegen hätten hernach einzeln für den Plan des Einmarsches der Wehrmacht in diese Rheinlandzone gewonnen werden müssen. Papen habe es sogar mit der Angst zu tun bekommen, da die Franzosen für diesen Fall ihrerseits mit Besetzungs-

maßnahmen gedroht hätten. Er, Hitler, habe aber auf dem Standpunkt gestanden, daß die Franzosen ruhig Mainz besetzen könnten, wenn wir dadurch die nötige Handlungsfreiheit zurückgewännen, um wenigstens im übrigen Reich nach unserem Belieben schalten und walten und vor allem aufrüsten zu können. Und die Entwicklung habe ihm nachher recht gegeben. Zwar habe er es seinerzeit für richtig gehalten, zur Sicherung der Ruhe im deutschen Volk selbst nach dem Westen zu fahren, das deutsche Volk habe ihm aber durch Zustimmung mit 99% aller Stimmen bei der Reichstagswahl vom 29. März 1936 gezeigt, daß es ihn voll und ganz verstanden habe.

Es sei durchaus nicht immer leicht gewesen, den Alten Herrn von einer Sache zu überzeugen; wenn es aber gelungen sei, habe er sich voll und ganz für die Sache eingesetzt. So habe er von Maßnahmen gegen die Juden gar nichts wissen wollen. Als dann aber bei einem Essen in der Schwedischen Gesandtschaft, an dem sie beide teilgenommen hätten, der Schwedenkönig Kritik an den deutschen Judenmaßnahmen geübt habe, habe der Alte Herr mit seinem tiefen sonoren Baß diese Äußerungen mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß das innerdeutsche Angelegenheiten seien, für deren Entscheidung ausschließlich der deutsche Kanzler zuständig wäre.

Auch von der Notwendigkeit der Maßnahmen zur Einschränkung der Pressefreiheit sei der Alte Herr nicht auf Anhieb zu überzeugen gewesen. Er, Hitler, habe deshalb einen Kunstgriff angewandt und sei dem Alten Herrn militärisch gekommen. Er habe ihn also nicht als Herr Reichspräsident, sondern als Herr Generalfeldmarschall angeredet und damit argumentiert, daß man auch beim Militär keine Kritik von unten nach oben, sondern nur eine solche von oben nach unten zulasse. Denn wohin würde es führen, wenn der Unteroffizier den Hauptmann, der Hauptmann den General usw. in seinen Maßnahmen beurteilen, also kritisieren wolle. Das habe der Alte Herr anerkannt und sich daraufhin auch ohne weiteres mit der Übertragung dieser Auffassung auf die Kritik von Regierungsmaßnahmen durch die Presse mit den Worten einverstanden erklärt: „Da habe er ganz recht, kritisieren könne nur der, der vorgesetzt sei.“ Damit sei das Schicksal der Pressefreiheit erledigt gewesen.

Wenn der Alte Herr so mitgegangen sei und sich immer wieder bemüht habe, Verständnis für seine – Hitlers – Absichten aufzubringen, so müsse man das besonders hoch anerkennen. Wie sehr er sich dabei nämlich oft von alten Ansichten habe freimachen müssen, zeige eine Bemerkung beim Unterschreiben der Ernennung des Gauleiters Hildebrandt zum Reichsstatthalter. Der Alte Herr habe damals vor sich hingebroht, könne der Mann als früherer Landarbeiter denn nicht froh sein, es zum Reichstagsabgeordneten gebracht zu haben, und nun endlich Ruhe geben?!

wienerischem Charme und in der Art eines Paul Hörbiger, sondern er müsse als ein König von Würde herausgearbeitet werden, und dazu sei am besten Kayßler geeignet.

228

31. V. 1942 abends — Wolfsschanze

Wilhelms II. Umgangsformen

Weiter kam Hitler auf die eines Monarchen völlig unwürdigen Umgangsformen Wilhelms II. zu sprechen. Er habe nicht nur geglaubt, die Männer seiner engsten Umgebung ständig anpöbeln, sondern auch seine Gäste mit ironischen Bemerkungen zum Gespött der Anwesenden machen zu können. Auch durch seine plumpen Vertraulichkeiten (Auf-die-Schulter-Klopfen usw.) anderen Monarchen gegenüber habe er dem Reich viele Sympathien verscherzt. Ein Monarch müsse eben wissen, daß er Zurückhaltung und Würde im persönlichen Verkehr zu beobachten habe.

Das Beispiel Wilhelms II. zeige, wie ein einziger schlechter Monarch eine Dynastie vernichten könne. Wer Geschichte treiben wolle, möge sich darüber hinaus gesagt sein lassen, daß ebenso eine einzige schlechte Generation ein ganzes Volk zugrunde richten könne.

229

4. VII. 1942 mittags

Am Mittagessen nahm Göring teil. Zunächst drehte sich die Unterhaltung mit Staatssekretär Backe um Versorgungsfragen, insbesondere um die Heranschaffung von afrikanischem Pflanzenöl, das z. T. bereits als unser Eigentum in Marseille lagert. Zum Teil will Göring es gegen Benzin ertauschen, da es in Französisch-Nordafrika z. Z. als Brennstoff verfeuert wird.

Hitlers Einkommen und Erben

Hitler meinte zu Görings Ausführungen, daß er mit seinen Problemen leider nicht so leicht fertig werde. Das fange bei ihm schon bei den Finanzen an. Hätte er nicht die hohen Einnahmen aus seinem Buch

435

schlossenen Siedlungsgebiet 85 Millionen Deutschen allein in Europa gegenüber. Das zeigt, wie sehr wir macht- und raumpolitisch gesunken sind und wie sehr wir nach wie vor die allererste Voraussetzung zu wirklicher Weltmacht, zu einem wirklichen Weltreich besitzen, und zwar mehr wie jedes andere Volk.

Es ist die Frage: sind wir Deutsche unfähig zu einer solchen machtpolitischen Stellung? Das wird durch die Geschichte widerlegt. Denn wir waren einmal vorherrschende weiße Macht und Rasse und haben große europäische Lebensräume zivilisiert und kultiviert. Ohne deutsches Blut gäbe es weder einen russischen Staat noch die anderen Oststaaten, denn ihm verdanken sie die organisatorisch staatliche und kulturelle Form.

Das deutsche Volk hat auch den Drang zu einer solchen Mission in sich, denn alle seine organisatorischen Maßnahmen in anderen Völkern sind diesem unbewußten Drang nach Erweiterung der Machtposition zuzuschreiben. Es hat uns auch nicht der Mut zu den härtesten Konsequenzen gefehlt: Das ganze britische Weltreich ist noch nicht einmal mit soviel Blut gemacht worden, als wir im ersten Weltkrieg an Toten hatten. In derselben Zeit, in der Britannien zum Aufbau seines Weltreichs 2,5 Millionen Tote hatte, hat Deutschland über 23 Millionen Tote gehabt. Allein im Dreißigjährigen Krieg ist es von 18,5 auf 3,6 Millionen gesunken.

Die Ursachen unseres Schicksals sind andere:

1. Wir Deutsche sind nur sehr spät volklich eine Nation geworden. Die ersten offiziellen Berichte über das Auftauchen Deutscher zeigen ein Gemengsel einzelner Stämme, kommend und vergehend, erobernd und besiegt werdend, heute Herr, morgen wieder einem anderen unterworfen. Stämme, die ersichtlich nicht die Züge eines einheitlichen, tragfähigen, staatlich formbaren Volksgedankens besaßen, die sich nicht mehr zusammengehörig fühlten wie heute Deutsche und Engländer oder Deutsche und Skandinavier. Alle die Stämme, die in der Zeit Hermanns des Cheruskers in Erscheinung treten, waren 300 Jahre später als Stämme fast spurlos verschwunden. Im Brausen der Völkerwanderung ist fast nichts mehr auffindbar als politisch organisches Gebilde, was 400 Jahre vorher im Sinne einer höheren Zusammenfügung gleichblütiger Menschen deutsche Geschichte zu machen versprach.

Dieses Konglomerat arisch-nordisch-germanischer Stämme hat auch später kein Gefühl für eine wirkliche politische Gemeinschaft besessen. Erst allmählich, z. T. durch künstliche Methoden, durch das Ausleben des Herrscherdranges einzelner und durch die Hereinnahme z. T. fremden Ideengutes ist eine Plattform für das Zusammenfügen der Stämme geschaffen worden. Es ist dies das Zeitalter einer wirklich christlichen Mission, in dem das Christentum an die Stelle zahlloser divergierender Ideale, Interessen, Sprachen (besser: Dialekte) allmählich eine gewisse gemeinsame Grundlage schuf. Ungewollt und unbewußt, da von den treibenden Kräften nicht beabsichtigt. Das Resultat war der Versuch, z. T. auch das Gelingen deutscher Staatsgründungen. Dieser Prozeß ist nicht schmerzlos vollzogen worden.

Wenn damals einzelne deutsche Eroberer mit Gewalt einzelne Stämme unter eine größere Gemeinschaft zwangen, so vielleicht schmerzlich für die jeweils Betroffenen, für die gesamte deutsche Entwicklung war es die Voraussetzung zur Formung einer deutschen Nation. Ohne dem würden wir heute vermutlich überhaupt nicht mehr existieren, sondern vom Osten, von Asien erdrückt und überschwemmt sein.

Also: die gewaltsame Zusammenzwingung der Deutschen war notwendig, wollte man nicht überhaupt auf dieses kostbarste Menschengut Verzicht leisten. Denn in seiner heillosen Zersplitterung, in seinem großen Überindividualismus der einzelnen wäre ein Halten auf die Dauer gar nicht möglich gewesen.

Sind wir so auch sehr spät zu einer staatlichen Formung gekommen, so konnten wir den Sprung von der staatlichen zur volklichen doch leider nicht finden. Denn da dieses erste Gebilde nur staatlich war, mußte sich auch jede Erschütterung sofort in der Bildung

neuer staatlicher Splitter auswirken. Es ist die Tragik unserer Geschichte, daß zu der Zeit, da auf brutalstem Wege ein französisches Volk entstand, das deutsche aufhörte, Ansätze zur Volksbildung zu verwirklichen und wieder zurückfiel in eine staatliche Zersplitterung, die sich z. T. sogar stammesmäßig auszuprägen begann. Noch heute versucht man ja in Österreich, eine Staatsidee gegen die Volksidee zu setzen. Wir sind zu spät gekommen als Volk.

Man hört sehr oft, daß der Deutsche im Ausland nicht sehr stolz seine nationale Würde wahre. Vergessen wir nicht, daß es eine solche nationale deutsche Würde für Millionen Deutsche vor 50, 60 Jahren nicht gab, daß noch heute Teile unseres Volks von österreichischer Würde sprechen. Wie kann man erwarten, daß Menschen, die aus einer kleinen absolut sächsischen oder württembergischen Atmosphäre, aus einer absolut kleinen Begrenzung — sagen wir von Schleiz-Greiz jüngerer Linie — plötzlich nach Amerika: unter ein Banner kommen, in einen gemeinsamen Lebensrhythmus hineingestellt werden, daß diese Menschen dann ihre Schleiz-Greizerische Herkunft 20 oder gar 100 Jahre aufrechterhalten. Erst als Deutschland selbst ein politisches und parallel damit ein volkliches Gebilde wurde, begann ein allmähliches Stocken der Entnationalisierung Auslandsdeutscher. Mit dem Blick auf die entstehende neue deutsche Staatsgröße und Reichsstärke fingen sie an, Widerstand zu leisten gegen den Versuch einer Assimilierung, einer Preisgabe des deutschen Gedankens und der deutschen Zugehörigkeit.

Wenn wir — entgegen dem inneren Wert unseres Volkes — keine analoge Bedeutung in der Welt hatten, so, weil nicht lächerliche kleine Stämme, Ländchen, Staatsgebilde oder Dynastien welterobernd auftreten können, sondern nur Rassen. Rasse müssen wir aber — zumindest im bewußten Sinne — erst werden.

2. In der Zeit, in der an sich durch die Erfindungen besonders auf verkehrstechnischem Gebiet eine Erschließung der Welt stattfand, in der man mit verhältnismäßig geringem Bluteinsatz große Lebensräume erwerben konnte, ist Deutschland innerlich am meisten zerfallen, nicht nur in Stämme, sondern außerdem noch in religiöse Gruppen.

Dieser religiöse Konflikt, den wir fast 100 Jahre fanatisch durchkämpften, den andere Völker teils überhaupt nicht hatten, teils sehr schnell überwandten, hat uns in einer Zeit beschäftigt, in der der größte Teil der übrigen Welt zur Verteilung reif war und verteilt wurde. Außerdem kam, als aus der religiösen Spannung heraus die letzten staatlichen großen Bildungen zerrissen, das Auflockern des Reichs in unsere kleinen Dynastiegebilde und damit jene heillose staatspolitische und machtmäßige Zersplitterung, die erst ein paar hundert Jahre später langsam wieder überwunden wurde.

Hier kommt vor allem etwas: Deutschland, das einst in seiner ganz großen Zeit irgendwie doch eine Republik war, wenn auch mit germanischer Auffassung, hat sein Wahlkaiserium im Laufe von Jahrhunderten gänzlich, auch ideenmäßig, preisgegeben und sich zur sogenannten Erbmonarchie bekannt.

Die Erbmonarchie hat biologisch eine in ihr bedingte Schwäche: Wir wissen, daß sich sehr, sehr häufig bei Erstgeburten eine Überquerung ergibt. Das erstgeborene Mädchen gleicht in der charakterlichen und sonstigen Veranlagung mehr dem Vater, der erstgeborene Sohn im allgemeinen der Mutter. Dies prägt sich sehr stark aus, wenn wir große, lange Zeiträume überblicken. Im allgemeinen können wir feststellen, daß das Gesetz der Erbmonarchie zu sehr schrecklichen Repräsentanten führt. Das kann nicht ersetzt werden durch Treue, Anhänglichkeit und Tradition. Auf die Dauer wird eine Welt nur erobert durch Tatkraft und Energie. Anhänglichkeit und Treue wirken im Gegenteil stabilisierend für die Schwäche. Wir haben als Deutsche oft den schnelleren Wechsel in anderen Staaten nicht verstehen können. Zweifellos waren diese anderen Staaten aber in ihrer gesamten Lebensführung und Lebensbehauptung erfolgreicher.

Bei uns wäre solch konzentrierte Energie notwendiger als anderswo, da wir auf Grund unserer europäischen Lage unter einer viel tragischeren Belastung stehen. Auf uns drückt

eine Umwelt herein, die an sich schwach, dadurch stark wurde, daß wir sie wie die ganzen Oststaaten gleichsam erst geboren oder zumindest doch organisiert, also mit jenem Druck hervorgerufen haben, der dann auf uns selber lastete.

Wie wahnsinnig war deshalb die Kriegszielsetzung des Jahres 1915, die Absicht nämlich, bei erfolgreichem Kriegsausgang eine Reihe der Oststaaten mit deutschen Dynastien zu beglücken! Kein Zweifel, daß diese sogenannten deutschen Fürsten in ganz kurzer Zeit ihre deutsche Nation genau so vergessen haben würden wie so viele andere: sie wären Litauer, Esten, Polen geworden. Wir haben es so oft erlebt, daß deutsche Fürsten irgendwo hingehen und im Moment, in dem sie auch nur den Fuß auf ihre neue Erde setzen, bereits proklamieren, daß sie sich nun mit dieser neuen Erde vermählt und dem neuen Volk verbunden fühlen. Folge? Die baltischen Staaten, die auf Grund dessen, was sie heute besitzen, gar nichts sind, wären etwas geworden unter deutscher Führung und unter dem Zufluß jenes Blutes, das eine solche deutsche Führung die ersten 100 Jahre erfahrungsgemäß immer mit sich nimmt. Das hätte Staaten organisiert und um uns herum einen ganzen Gürtel von lauter neuen Schweizen gebildet. Der Selbsterhaltungstrieb erweist sich bereits in kurzer Zeit als größer als die Erinnerung an die höhere Aufgabe, an die höhere Gemeinsamkeit. Da es im Völkerleben nur natürliche, nüchterne Interessen gibt, ist in ihm weder auf Dankbarkeit noch auf verwandtschaftliche Beziehungen zu bauen. Verwandtschaftliche Beziehungen haben Preußen und Österreich ebensowenig am Krieg gehindert wie Deutschland und England.

Wir haben in Europa schwerere Hemmungen zu überwinden, als sie beispielsweise England gegeben waren, das nur seine Seeherrschaft brauchte und dann große Lebensräume mit verhältnismäßig geringem Bluteinsatz besetzen konnte.

Trotzdem: Wir hatten Europa schon einmal. Wir haben es nur verloren, weil uns jene Tatkraft der Führung fehlte, die notwendig war, um — auf die Dauer gesehen — unsere Stellung nicht nur zu behaupten, sondern zu vermehren. Von den aus der Erbmonarchie kommenden Führern der Nation konnten die wenigen glanzvollen Namen nur das korrigieren, was die zahllosen anderen schlecht gemacht hatten. Und diese Korrektur erreichte in Jahrhunderten nur einen Bruchteil dessen, was Unfähigkeit oft in einem Jahrhundert beseitigt hat. Was wir in den letzten 100, 150 Jahren erreichten, war nur ein Bruchteil von dem, was einst war und durch die Unfähigkeit dieser Führungen zugrunde gegangen ist.

Monarchien sind höchstens geeignet, Erobertes zu bewahren. Weltreiche werden nur aus revolutionären Kräften geboren. Die bange Gesinnung, die in alternden Monarchien immer zu finden ist, genügt im günstigsten Fall, ein schwaches Gebilde noch irgendwie weiterzukonservieren, aber nicht, um einer ungenügenden Stellung in der Welt abzuhelfen, ein Reich zu vergrößern und eine neue Stellung zu erobern und zu sichern.

Der einzige Vorteil, den unsere Monarchien hatten, ist der, daß sie allmählich Staatsgebilde schufen, die sich nicht mit unseren Grenzen der Stämme deckten. Sie haben mitgeholfen, die Stämme zu überwinden. Ihr Zusammenbruch hat die Voraussetzung geschaffen zur Bildung eines deutschen Volkes.

Heute vollzieht sich eine neue Staatsgründung, deren Eigenart es ist, daß sie nicht im Christentum, nicht im Staatsgedanken die Grundlage sieht, sondern in der geschlossenen Volksgemeinschaft das Primäre sieht.

Es ist daher entscheidend, daß das „Germanische Reich Deutscher Nation“ diesen tragfähigsten Gedanken der Zukunft nun verwirklicht, unbarmherzig gegen alle Widersacher, gegen alle religiöse Zersplitterung, gegen alle parteimäßige Zersplitterung. Denn auch dies war tragisch, daß wir in der Zeit, in der wir vielleicht doch noch manches hätten nachholen können, außer unserer allgemeinen staatlichen unzulänglichen Führung, begründet in der nicht richtigen Organisation, auch noch gehemmt waren

durch die Parteien, die sich anschickten, das Erbe der Konfessionen und der Dynastien zu gleicher Zeit zu übernehmen.

Wir vollziehen heute, was 2000 Jahre vor uns an Bausteinen, Gedanken, Ideen und teils auch schon an Macht zusammengetragen haben. Alles, was währenddem geschehen ist, ist deutsche Geschichte, auf die wir Grund haben, stolz zu sein. Wir dürfen daher ein neues Reich nicht datieren von 1933, genau so wie es wahnsinnig war, ein früheres Reich etwa vom Jahre 1871 zu datieren oder deutsche Geschichte unter preußisch-hohenzollernscher oder habsburgisch-österreichischer Perspektive zu sehen. In unserer Wallhalla kann jeder einzelne Deutsche Platz finden, der in unserer Vergangenheit mitgewirkt hat, die Voraussetzungen zu schaffen, auf denen wir nun heute stehen. Wenn wir unsere deutsche Geschichte so ganz groß auffassen, aus unserer grauesten Vorzeit bis heute, dann sind wir das reichste Volk in Europa. Und wenn wir dazu in größter Toleranz alle unsere großen deutschen Heroen aufmarschieren lassen, alle unsere großen Führer der Vergangenheit, alle unsere großen germanischen und deutschen Kaiser — ausnahmslos, wie sie auch waren — dann muß England vor uns versinken.

Die Folge unserer heutigen Lage ist eine tragische. Das Deutschtum um uns vermehrt sich nicht mehr, sondern geht bereits ziffernmäßig zurück. Aber auch die Vermehrung des Deutschtums innerhalb der Reichsgrenzen kann nicht ewig anhalten. Der kritische Punkt liegt auf dem Gebiet der Ernährung. Auf ihm können wir uns nicht durch geniale Pläne, brutale rücksichtslose Energie, durch Ansetzen unserer ganzen nationalen Volkskraft behelfen. Wir haben einen Bedarf von 23 Millionen Tonnen Getreide z. Z. pro Jahr, den wir im wesentlichen selbst produzieren. Eine Mißernte von 10% macht also die Ernährung unseres Volkes schon für die Dauer eines Monats unsicher. Ebenso beim Fleisch, Fett usw. Es ist nicht möglich, auf die Dauer unsere Nation auf 470 000 oder 570 000 qkm ernähren zu wollen.

Wenn Deutschland heute noch volklich aktiv ist, so, weil es von einem unendlichen Glauben erfüllt ist, es wird einmal schon anders werden. Sonst würde unsere volkliche Aktivität genau so absinken wie in Österreich aus der Erkenntnis der Aussichtslosigkeit und Hoffnungslosigkeit der politischen Lage. Wehe uns dann! Denn dann gibt man nicht mehr diesen ungedeckten Wechsel, den jedes Kind heute darstellt, aus. Vor allem, wir leben jetzt in einer großen Epoche, die die Menschen mobilisiert, ihr Vertrauen erweckt, ihre Zuversicht stärkt. Das kann nicht ewig aufrechterhalten bleiben, wenn nicht eines Tages eine Einlösung dieser Hoffnungen erfolgt: Unser Raummangel wird dann die Folge eines Volkstodes haben.

Das einzige Plus, das wir den Feinden rings um uns gegenüber besitzen, die größere geschlossene Volkszahl, darf nicht sinken, da die Volksziffern um uns herum infolge der großen Lebensräume zu steigen vermögen und Frankreich allmählich den schwarzen Kontinent mobilisiert, der auch Soldaten gibt. Über allen Einzelerfolgen des Alltags, in denen man sich sonnen möchte, darf man daher die absolut trostlose Generallinie nicht vergessen, die die Änderung des Raumproblems verlangt.

Wenn ich eine Lösung des Problems ins Auge fasse, so zunächst eins: Was wir auch tun, alles hat erfüllt zu sein von der Erkenntnis, aus diesem Konglomerat deutscher Stämme, deutscher früherer Länder, der Konfessionen, ehemaliger Parteien-Angehöriger müssen wir eine Gemeinschaft formen, schon äußerlich sichtbar. Daher: absolute Feindschaft gegen alle Erscheinungen einer Vergangenheit, die diese gemeinsame Nation nicht bejahen wollen, die sich nicht restlos unterordnen. Ich nehme lieber jede Schwierigkeit in der Zeit auf mich, um der Nachwelt ein starkes Volk, das einheitlich zu leben und zu denken gelernt hat, und damit ein starkes Reich zu hinterlassen.

Erst diese Zusammenfassung der deutschen Nation gibt uns die moralische Berechtigung, mit Lebensansprüchen vor die Welt zu treten. Es ist nunso, daß das letzte Recht immer in der Macht liegt. Und die Macht liegt im Völkerleben in der Geschlossenheit der Völker.

Heute hat die deutsche Nation endlich das bekommen, was ihr jahrhundertlang fehlte, nämlich eine Organisation der Volksführung.

Wir müssen streng unterscheiden zwischen: Volksführung und Staatsleitung. Schon dadurch, daß wir von Staats-, aber nicht von Volksgeschäften reden, machen wir einen Unterschied zwischen dem Staat als einer formellen Organisation und dem „Volk an sich“ als der tragenden Substanz.

Der Staat von einst hatte keine Volksführung. Sie lag in sittlich-moralischer und letzten Endes auch in politischer Hinsicht ganz im Sinne der Bildung des deutschen Nur-Staates primär bei der Kirche. Das Christentum, die römische Kirche, hat weder erlaubt noch geduldet, daß die Volksführung ihr irgendwie entwunden wurde. Sie hat immer gesagt: „Der Staat bekommt von uns als Lehen die Erlaubnis, die Staatsgeschäfte wahrnehmen zu dürfen!“ und auch dadurch zugleich primär ihren Einfluß gesichert.

Heute beanspruchen die Volksführung wir, d. h. wir allein sind befugt, das Volk als solches — den einzelnen Mann, die einzelne Frau — zu führen. Die Lebensbeziehungen der Geschlechter regeln wir. Das Kind bilden wir!

Allmählich haben die Kirchen aufgehört, in puncto Volksführung diese tragende Rolle zu spielen, da

1. ihrer zu viele geworden waren,
2. viele ihrer Ideale im Lauf von über 1000 Jahren verblaßt waren und
3. neue Ideale und Erkenntnisse aufgekommen waren.

Über einen humanen Weltbegriff erhebt sich heute die Erkenntnis von der Bedeutung des Blutes und der Rasse! Kein Unterricht kann das mehr aus der Welt schaffen. Das ist eine siegende Idee, die heute wie eine Welle über die ganze Erde hinwegströmt.

Insoweit sich die Kirchen mit überirdischen, übersinnlichen und metaphysischen Dingen beschäftigen, geben wir ihnen absoluten Spielraum. Niemand weiß hier etwas ganz genau. Es sind ihrer aber zu viele, die behaupten, daß sie es ganz genau wüßten. Und darin liegt das Bedenkliche. Im Altertum war der Blick in die Vergangenheit als auch in die Umwelt begrenzt. Da konnte man sehr wohl glauben, daß in einem bestimmten Volk die dort gepredigte oder gepflegte Gottesvorstellung die richtige, und zwar die alleinrichtige sei. Allein, heute ist der Blick sowohl geschichtlich in die Tiefe als auch in die Breite unendlich erweitert. Wir wissen nun, daß es sehr viele Gottesvorstellungen gibt, daß in jeder Gottesvorstellung Priester tätig sind, daß die Priester überall behaupten, sie allein wären diejenigen, die das genau wüßten und nur das wäre das Richtige, was sie wüßten. In einer solchen Zeit beginnt die Wirksamkeit nicht etwa der Gottesvorstellung, sondern bestimmt ausgeprägter Definitionen zu verblassen. Heute müssen wir daher sagen: Wir geben Euch unbedingte Freiheit in Eurer Lehre oder in Eurer Auffassung von der Gottesvorstellung. Denn wir wissen ganz genau: wir wissen darüber auch nichts.

Eines aber sei ganz klar entschieden: Über den deutschen Menschen im Jenseits mögen die Kirchen verfügen, über den deutschen Menschen im Diesseits verfügt die deutsche Nation durch ihre Führer. Nur bei einer so klaren und sauberen Trennung ist ein erträgliches Leben in einer Zeit des Umbruchs möglich.

Wir Nationalsozialisten sind in unserem tiefsten Herzen gottesgläubig. Eine einheitliche Gottesvorstellung hat es im Laufe vieler Jahrtausende nicht gegeben. Aber es ist die allergenialste und erhabenste Ahnung des Menschen, die ihn am meisten über das Tier heraushebt, nicht nur die Erscheinung außen zu sehen, sondern immer die Frage des Weshalb, des Warum, des Wodurch usw. aufzustellen. Diese ganze Welt, die uns so klar ist in der äußeren Erscheinung, ist uns ebenso unklar in ihrer Bestimmung. Und hier hat sich die Menschheit demütig gebeugt vor der Überzeugung, einem ungeheuren Gewaltigen, einer Allmacht gegenüberzustehen, die so unerhört und tief ist, daß wir Menschen sie nicht zu fassen vermögen. Das ist gut! Denn es kann dem Menschen Trost geben in schlechten Zeiten, vermeidet jene Oberflächlichkeit und jenen Eigendünkel, der

den Menschen zu der Annahme verleitet, er — eine ganz kleine Bazille auf dieser Erde, in diesem Universum — würde die Welt beherrschen und er bestimme die Naturgesetze, die er höchstens studieren kann. Daher möchten wir, daß unser Volk demütig bleibt und wirklich an einen Gott glaubt. Also ein unermeßlich weites Feld für die Kirchen, sie sollen daher auch untereinander tolerant sein.

Unser Volk ist nicht von Gott geschaffen, um von Priestern zerrissen zu werden. Daher ist es notwendig, seine Einheit durch ein System der Führung sicherzustellen. Das ist die Aufgabe der NSDAP. Sie soll jenen Orden darstellen, der über Zeit und Menschen hinwegreichend die Stabilität der deutschen Willensbildung und damit der politischen Führung garantiert. Sie muß bewußt die lebendige Verbindung zum Volk, d. h. zu den Millionen Männern, Frauen und auch den Kindern als dem werdenden Volk besitzen. Das oberste Prinzip dieser Volksführung: das Volk in seiner Gesamtheit ist nicht fähig, seine gesamten Lebensprobleme zu überblicken. Wie soll ein Mensch, der in irgendeinem kleinen Ort steht, Lebensfragen überblicken, die über Kontinente gehen, die Sein oder Nichtsein einer Nation in 20 oder 30 Jahren betreffen. Das will das Volk auch gar nicht behaupten, daß es das kann, es ist ja auch niemand, der nicht ein Automobil fahren kann, beleidigt, daß ein anderer es fährt und nicht er.

Es ist ganz klar, daß die Führung eines Volkes, d. h. seine Gesamtlebensgestaltung eine Aufgabe ist, die mehr als ein Schneiderhandwerk bedeutet. Es ist daher eine Führung aufzubauen, die jene Elemente aus einem Volk primär herauszieht, die in dieser Richtung an sich eine bestimmte Befähigung zu besitzen glauben und aus diesen Elementen dann eine Organisation aufbaut, die sie steigend in einen festen Verband nicht nur der Form, sondern auch der geistigen Auswirkung nach bringt.

Unsere Demokratie baut sich dann auf dem Gedanken auf, daß

1. an jeder Stelle ein nicht von unten Gewählter, sondern ein von oben Auserlesener eine Verantwortung zu übernehmen hat, bis zur letzten Stelle hin;
2. daß er unbedingte Autorität nach unten und absolute Verantwortung nach oben hat, zum Unterschied von sonstigen Demokratien, die jeden von unten aussuchen, nach unten verantwortlich sein und nach oben mit Autorität ausgestattet sein lassen — eine vollkommen wahnsinnige Verkehrung jeder menschlichen Organisation.

Die NSDAP ist die größte Organisation, die die Welt je gesehen hat. Sie umfaßt alles in allem 25 Millionen Menschen und hat 300 000 Funktionäre. Es ist ganz klar, daß eine Organisation, die 18 Jahre alt ist, seit ihrer Gründung nicht das sein kann, was sie nach 100 Jahren wäre. Entscheidend ist aber, daß wir ihr das Gesetz mit auf den Weg geben, nach dem sie angetreten ist und das ihr bleiben soll. Wir haben hier den Grundsatz des absoluten Gehorsams und der absoluten Autorität. Ebenso wie die Armee — die Waffe — nicht ohne dieses Gesetz der absoluten Autorität jedes einzelnen Vorgesetzten nach unten und seiner absoluten Verantwortung nach oben bestehen kann, kann es auch nicht die politische Führung dieser Waffe. Denn letzten Endes, was Waffen schaffen, wird politisch verwaltet, und was die politische Verwaltung will, muß die Waffe besorgen. Auch die Volksführung früher, die Kirche, kannte nur dieses eine Lebensgesetz: blinder Gehorsam und absolute Autorität.

Dies Lebensgesetz ist richtig, denn wenn die Besseren zur Führung ausgesucht werden, werden die Untergebenen häufiger und leichter irren als die Führer und, da das ganze Leben eine fortgesetzte Fehlersammlung ist, sind alle geschichtlichen Erfolge ja nichts anderes als eine geringere Zahl von Fehlern gegenüber den anderen.

Wenn überhaupt irgendwo das Talent zu der ihm gebührenden Rolle kommen kann, dann nur in solch einem autoritären Regime, da jeder in ihm weiß, daß er — wenn er einen talentierten Mann fördert — nicht selbst durch eine Abstimmung der Mehrheit aus dem Sattel gehoben wird. Die Demokratie im üblichen Sinne dagegen ist der Todfeind aller Talente, da die Mehrheit stets untalentierte ist und daher stets Angst vor dem

Talent hat. In ihr läuft der Ortsgruppenführer, der ein Talent heranholt, Gefahr, daß dies Talent die Ortsgruppe mobilisiert und eines Tages die sogenannte Generalmitgliederversammlung einberuft, die den alten Ortsgruppenführer im Wege der Abstimmung heraussetzt. Ähnlich haben wir ja die Demokratie mit der Demokratie besiegt.

Wenn Führung und Volk geschlossen sind, spielt ein Irrtum keine Rolle, da es immer nur einen Weg gibt und damit selbst der Irrtum tausendmal besser ist als zwei Erkenntnisse, nach denen jeder tun kann, was er will, also besser als die Zügellosigkeit aller.

Von der rein organisatorischen Seite der Volksführung abgesehen, kommt es vor allem darauf an, die Kunst der Weisheit oder die Weisheit der Kunst der Volksführung zu lehren. Zu erziehen in dieser Weisheit, die auf Grund tausendjähriger Erfahrungen unter Berücksichtigung aller menschlichen Schwächen, Stärken und Leidenschaften am Ende stets das zu erreichen weiß, was im Interesse der Erhaltung einer Volksgemeinschaft erreicht werden muß. Das sind ewige Erkenntnisse, die die Stabilität großer Staaten bedingen.

Wenn das alte Deutschland gestürzt ist, weil es nicht den nötigen fanatisch-blinden Willen, die Ruhe, Sicherheit und Zuversicht besaß, das neue Deutschland wird siegen. Denn ebensowenig, wie man aus einem patriotisch-bürgerlichen Verein plötzlich eine Kampftruppe von Heroen machen kann, so wenig aus der NSDAP einen bürgerlichen Verein. Das ist deshalb die Hauptaufgabe dieser Schulen, später die Mutproben dauernd einzuführen, d. h. zu brechen mit jener Meinung: tapfer habe nur der Soldat zu sein. Wer politischer Führer ist, ist stets Soldat. Und wer nicht tapfer ist, kann das nicht sein. Er muß bereit sein, jederzeit sich einzusetzen. In der früheren Zeit, da mußte der Mut schon von vornherein die Voraussetzung sein, um den Weg zur Partei zu finden. Heute müssen wir nun künstliche Hindernisse einbauen, künstliche Sprunggruben, über die einer nun drüber muß. Denn wenn er nicht tapfer ist, taugt er für uns nicht.

Wenn mir einer nun sagt, ja, aber es kommen nun auch andere, die Nur-Genies! — Die Genies allein sind im politischen Leben gänzlich wertlos dann, wenn sie nicht Charakter besitzen. Beim politischen Führer ist der Charakter wichtiger als die sogenannte Genialität. Tapferkeit ist wichtiger als Weisheit der Einsicht. Das Entscheidende ist, daß wir eine Organisation von Männern aufbauen, die beharrlich, zäh, aber auch — wenn notwendig — rücksichtslos die Interessen der Nation wahrnehmen. Das ist das Entscheidende. Dann kann man auch sich Zeit lassen und sagen, wir wollen noch so und so viele Jahre warten. So wird in Zukunft nicht die Politik verderben, was das Schwert erworben hat. Dann wird endlich aus dem Blut, das unser Volk vergossen hat, ein wirklicher Nutzen kommen. Denn Blut hat unser Volk genug vergossen, nur die politische Führung hat es niemals auszuwerten verstanden. Dann wird der Waffenstaat entstehen, der mir vorschwebt. Ein „Waffenstaat“, nicht nur weil jeder die Waffe trägt von Jugend an bis ins hohe Alter, sondern auch in seinem Geiste gewappnet und bereit ist, wenn notwendig, die Waffe zu gebrauchen.

Noch eine besondere Aufgabe haben wir: die Beseitigung all jener Minderwertigkeitsempfindungen, die in unserem Volk waren, ihm künstlich angezüchtet wurden, da die früheren Regierungen sie notwendig benötigten und brauchten. Wir sind Todfeinde der sogenannten halben, weil falschen Bescheidenheit, die da sagt, wir wollen uns etwas zurückhalten, man braucht doch nicht immer so in den Vordergrund zu treten, wir wollen nicht immer von uns reden und alles übertrumpfen, wir wollen bieder bleiben und nicht übel auffallen, man soll uns mehr lieben, die anderen sollen uns nicht mit schiefen Augen ansehen. Im Gegenteil: wir wollen unser Volk ganz nach vorne führen! Ob sie uns lieben, das ist uns einerlei! Wenn sie uns nur respektieren! Ob sie uns hassen, ist uns einerlei, wenn sie uns nur fürchten.

Wir dürfen uns nicht auf den Standpunkt stellen: die junge Generation soll es einmal besser machen. Wir haben schon alles zu tun, was notwendig ist. Dann wird auch diese Jugend einmal ihre Pflicht erfüllen, so wie wir ihr das gezeigt haben.

sagen verfaßt wurde. Einzelne zur Verdeutlichung zugefügte Worte und Tagesdaten sind als solche durch Klammern kenntlich gemacht.

7. Da, wo Dr. Picker in seinen Niederschriften den Hitlerschen Äußerungen etwas hinzugefügt hat, ist dies i. a. durch Kursivdruck vom übrigen Text abgehoben.

8. Eine fortlaufende Kommentierung des Textes hätte zur Richtigstellung so zahlreicher Irrtümer, Übertreibungen oder Verfälschungen der geschichtlichen Wahrheit genötigt, daß die Ausgabe den Charakter einer fortgesetzten Polemik hätte erhalten müssen. Darauf mußte aus mancherlei Erwägungen verzichtet werden, obwohl wir uns der Gefahr bewußt sind, daß unverständige Leser die gewagtesten Behauptungen Hitlers bloß deshalb für bare Münze nehmen, weil sie so selbstsicher vorgetragen werden. Auf dringenden Wunsch Dr. Pickers ist schließlich auch auf die Einfügung von Erläuterungen weniger bekannter Namen, Daten und dem ausländischen Leser unverständlicher vulgärer Ausdrücke in der Form von Fußnoten verzichtet worden. Unvermeidlich war dagegen die Richtigstellung in solchen Fällen, wo noch lebende Personen durch Verleumdungen Hitlers bedroht erschienen. Dringend zu wünschen ist die kritische Auseinandersetzung der historischen Forschung mit den Behauptungen Hitlers, die hier im einzelnen nicht vorweggenommen werden kann, und von denen viele auch schwer nachprüfbar sind¹.

9. Die Heimischen Niederschriften, bis zum 11. 3. reichend, in direkter Rede, machen etwa ein Fünftel des Ganzen aus. Der Leser wird leicht bemerken, daß die Knappheit dieser Aufzeichnungen öfters das Verständnis erschwert; zuweilen liegt auch die Vermutung eines Mißverständnisses nahe. Da man indessen hinsichtlich dieser Texte auf bloße Vermutungen angewiesen ist, wurde auf Erläuterungen und Ergänzungen tunlichst verzichtet.

¹ Es wird immerhin nützlich sein, den Leser wenigstens durch ein paar beliebig herausgegriffene Beispiele vor der Fragwürdigkeit Hitlerscher Angaben zu warnen. Auf die z. T. abenteuerlichen Meinungen über Prähistorie und mittelalterliche Geschichte soll dabei gar nicht erst eingegangen werden. Zur neueren Geschichte: Nr. 70: der Bevölkerungsverlust im 30jährigen Krieg ist etwa auf das doppelte der heutigen Schätzung übertrieben, die von H. angegebenen Bevölkerungszahlen sind willkürlich gewählt. Nr. 161: die angebliche Vielweiberei nach dem 30jährigen Krieg ist eine seltsame Phantasie. Nr. 2: nennenswerte Schutzzölle hat es in England vor 1914 nicht gegeben. Nr. 185: Bismarck hatte durchaus keine Schulnoté Nr. 188: in Baden besteht seit 1860 keine Konfessions-, sondern die Simultanschule. Nr. 181: was von dem Versuch zu halten ist, die christlichen Kirchen bis zum 17. Jahrhdt. als grausame Mordanstalten zu kennzeichnen, bedarf keiner Erläuterung. Dasselbe gilt von der Versicherung H.s (Nr. 162), er könne Polizeischnüffelei nicht ausstehen oder von seiner Behauptung (Nr. 196), er habe keine Sozialdemokraten festgesetzt. Die karikierende Schilderung des Empfangs evangelischer Kirchenführer Nr. 180 mit ihren grotesken Übertreibungen richtet sich selbst. Besonders hinzuweisen ist auf die kritische Richtigstellung Dr. Schachts zu Nr. 64. Wie willkürlich H. selbst mit den bekanntesten Tatsachen umspringen kann, zeigt seine Erzählung über Hindenburgs und Papens Haltung zur Wiederbesetzung des Rheinlands (1936) in Nr. 225. Bekanntlich war Papen 1936 längst nicht mehr Minister, Hindenburg am 2. 8. 34 gestorben. Vor diesem Zeitpunkt kann aber die Wiederbesetzung des Rheinlands gar nicht ernsthaft diskutiert worden sein.

Landkomplex 201, 115, 118 - 229 - 249.

BARD COLLEGE LIBRARY

Arendt DD 247 .H5 T5 Tischgespräche im Führerhaupt



35131000120214

Simultane Aufnahme des Kopierers: 253
mal; Reklamation; Scheitern - cf. Dajce
346. Judenfrage
Spitzelfrage - Chris Hill's Tochter.
span. Volk-Natur-Pose

16.11.57: Juden in an Europa heraus, die de-
fester, Kaffee?, etc. Beginn des Buches
mit der neuen mit Beginn des 20. Jahrhunderts.

Verfahrenfrage
220ff.

Wang-Klausur 281.
449
450

BARD COLLEGE LIBRARY
Annandale-on-Hudson, N.Y. 12504

g. Dirige

63

42

Wahl

198

=

Wahl

66

Stalin d. W.

71

95

108

113 f.

158

385

Judenfrage

75

113

Amerika England

75

82

126

134

163

187

197

Wahl

Wahl; American

Erkenntnis